

Colin S. Smith

Wie ich in den Himmel kam

Die Geschichte des Verbrechers,
der neben Jesus starb



clv

Die Bibelzitate in diesem Buch sind der überarbeiteten Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

1. Auflage 2026

© Copyright der britischen Originalausgabe 2015 by Colin S. Smith
Published by Christian Focus Publications Ltd.,
Geanies House, Fearn, Ross-shire, IV20 1TW, Scotland, UK
www.christianfocus.com

Originaltitel:

Heaven, How I Got Here: The Story of the Thief on the Cross

© der deutschen Ausgabe 2026 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit erreichen Sie uns
über gpsr@clv.de oder auf dem Postweg.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Übersetzung: Erika Breul, Köln
Satz: CLV
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: Finidr

Artikel-Nr. 256726
ISBN 978-3-86699-726-4

Für John und Carla

In dankbarer Erinnerung an John Senior,
der ebenfalls glaubte.

06:00 Uhr

09:00 Uhr

11:14 Uhr

11:15 Uhr

11:50 Uhr

12:00 Uhr

14:59 Uhr

15:00 Uhr

17:38 Uhr

Einleitung — 7

Frühstück — 9

Hass — 17

Glaube — 31

Hoffnung — 41

Liebe — 53

Finsternis — 65

Todeskampf — 75

Triumph — 85

Sicherheit — 95

Interview mit dem Autor — 106

»Einer aber der gehängten Übeltäter läster-
te ihn und sagte: Bist *du* nicht der Christus?

Rette dich selbst und uns!

Der andere aber antwortete und wies ihn
zurecht und sprach: Auch *du* fürchtest Gott
nicht, da du in demselben Gericht bist?

Und wir zwar mit Recht, denn wir empfan-
gen, was unsere Taten wert sind; dieser
aber hat nichts Ungeziemendes getan.

Und er sprach zu Jesus: Gedenke meiner,
Herr, wenn du in deinem Reich kommst!

Und er sprach zu ihm:
Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du
mit mir im Paradies sein.«

Einleitung

Ich würde dir gerne erzählen, wie es hier oben ist, aber ich kann die Freude nicht in Worte fassen.

Manchmal hört man den Spruch »Leid und Freude liegen nah beieinander« – doch aus eigener Erfahrung kann ich dir sagen: Was zwischen diesen beiden liegt, ist eher eine gähnende Kluft. Ich musste die Qualen der Kreuzigung erleiden, aber dieses Leiden ging vorüber, und nun schmecke ich die vollkommene, ungetrübte Freude des Himmels. Ich kann es immer noch nicht ganz begreifen, wie diese Kluft überwunden wurde und ich hier oben angekommen bin.

Aber wenn ich heute auf jenen Tag zurückblicke, sehe ich so viel klarer als damals, was geschah. Und je mehr ich begreife, desto überwältigender und wunderbarer wird das Ganze. Und nun erzähle ich dir meine Geschichte, damit auch du an der Freude teilhaben kannst, die ich gefunden habe.

06:00 Uhr

09:00 Uhr

11:14 Uhr

11:15 Uhr

11:50 Uhr

12:00 Uhr

14:59 Uhr

15:00 Uhr

17:38 Uhr

Frühstück

Nur wenige Menschen wachen morgens auf mit dem Wissen: *Dies ist mein letzter Tag auf Erden. Das war's. Heute sterbe ich.* Doch ich erlebte einen solchen Morgen. Aber dann endete jener Tag ganz anders, als ich gedacht hatte. Wenn ich daran zurückdenke, bin ich immer noch ganz überwältigt.

An besagtem Morgen erwachte ich in meiner Gefängniszelle, in der ich eingesperrt war und auf meine Hinrichtung wartete – oder genauer gesagt: auf Folter, Erniedrigung und ein langsames, qualvolles Sterben am Kreuz. Niemand konnte sich an einer solchen Grausamkeit erfreuen – nur die Römer! Oh, wie ich sie hasste!

Dabei hatte meine Geschichte so unschuldig begonnen. Ich war in einem ganz gewöhnlichen Elternhaus

groß geworden. Unser Leben verlief ohne große Überraschungen. Mein Vater war ein einfacher Handwerker mit einem bescheidenen Einkommen. Und meine Mutter – die in unserer Familie den Takt vorgab – setzte alles daran, uns Kinder auf den richtigen Weg zu bringen.

Wir waren Juden, und so war die Synagoge selbstverständlich Teil unseres Familienlebens, ebenso wie die jährliche Reise zum Tempel in Jerusalem. Meine Mutter war eine Frau mit einer geradezu unerschütterlichen Frömmigkeit, und sie sorgte dafür, dass ich in den Lehren unserer Väter gut unterwiesen war. »Gott ist gnädig und barmherzig«, sagte sie, »langsam zum Zorn und reich an Liebe.«

Sie brachte uns auch die Zehn Gebote bei – und mit ihnen eine lange Liste weiterer Regeln, die sie aus den Schriften oder von den Rabbinern hatte oder aber aus ihrer eigenen Quelle der Weisheit schöpfte. Ihre Welt war klar geordnet: Es gab einen richtigen Weg und einen falschen Weg. Folge dem richtigen Weg – und alles wird gut! Folge dem falschen Weg – dann nimm dich in Acht! »Gott sieht dich«, sagte sie mahnend. »Er sieht alles, und er vergisst nichts. Er erinnert sich an das Gute, und er erinnert sich an das Böse. Man erntet immer, was man sät.«

Von den alten Schriften hatte sie das Buch der Sprüche am liebsten. »Die Furcht des Herrn ist der Anfang

der Weisheit«, erklärte sie. Dann sah sie mich prüfend an und fragte mich: »Fürchtest *du* Gott?« Natürlich tat ich das. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass dies zur Debatte stand! Wie die meisten Kinder nahm ich einfach hin, was meine Mutter mich über Gott lehrte. Doch in meinen frühen Teenagerjahren begannen sich in mir Fragen zu regen – über Gott und die Welt und über Autorität im Allgemeinen.

Der Wendepunkt in meinem Leben kam, als ich 13 Jahre alt war. Zum ersten Mal wurde mir so richtig bewusst, wie abgrundtief die Ungerechtigkeit war, die mein Volk ertragen musste – so lange schon, dass es wie selbstverständlich schien, als könne es gar nicht anders sein. Mein Vater arbeitete hart, um unsere Familie über Wasser zu halten, aber die unverschämte hohen Steuern der römischen Besatzer machten selbst unseren bescheidenen Lebensstil kaum tragbar. Als der Steuereintreiber wieder einmal an die Tür klopfte und eine weitere unbegründete Forderung stellte, sah ich den Blick meines Vaters, in ihm lag ein Ausdruck von Schmerz und Ohnmacht. Es war, als hätten sie ihm das Rückgrat gebrochen und seinen Willen zerschlagen. Jeder wusste, dass das System durch und durch korrupt war, aber was kannst du schon ausrichten, wenn die Macht einer brutalen Legion hinter so einem widerlichen kleinen Steuereintreiber steht?

Meinen Vater so zu sehen, machte mich rasend. Was für ein Recht hatten diese Eindringlinge, in unser Land einzumarschieren und unser Geld zu verlangen? Was fiel ihnen ein? Warum sollten wir ihnen etwas schulden? Das Ganze war eine einzige Ungerechtigkeit, und ich, ein junger Mann, war stinksauer. Es war einfach nicht fair.

Unsere jährliche Reise zum Tempel in Jerusalem war immer ein Highlight für die ganze Familie gewesen, wie ein Urlaub mit der ganzen Verwandtschaft. Als ich zum ersten Mal den Tempel sah, erfüllte mich Ehrfurcht und Staunen. Die Größe des Gebäudes, die mächtigen Mauern, der Lärm der Menschenmenge und die unablässige Geschäftigkeit in den Vorhöfen raubten mir den Atem.

Doch im Laufe der Jahre stellten sich mir immer mehr Fragen. Die Priester sprachen unablässig von Regeln und von Moral. »Weisheit fürs Leben« nannten sie das. Aber was taten sie gegen die krasse Ungerechtigkeit, die doch für jeden offensichtlich war – gegen die allgegenwärtige römische Unterdrückung? Nichts – so weit ich sehen konnte.

Allmählich kam ich zu dem Schluss, dass der Tempel, die Priester und das gesamte Moralsystem mit Blick auf die wirklichen Probleme unseres Volkes völlig bedeutungslos waren. Und so wandelte sich mein Hass auf

Rom mit der Zeit leise, aber stetig in wachsende Bitterkeit gegenüber dem Tempel, seine Regeln und seinen Gott. Es kam mir vor, als würden die Priester und die religiösen Experten nur ihre Spielchen treiben, während sie die echten Probleme unserer Gesellschaft ignorierten.

Ich beobachtete, wie Menschen ihr hart verdientes Geld in den Opferkasten warfen. Wie gut hätte man dieses Geld dafür verwenden können, um die kleinen Gruppen von Freiheitskämpfern zu unterstützen, die alles, selbst ihr Leben, im Widerstand gegen Rom riskierten! Aber auf diese Idee kam niemand. Nein, das Geld war für die Instandhaltung der Tempelgebäude und für den Unterhalt der Priester bestimmt – die, soweit ich sehen konnte, wenig zu bieten hatten.

Regeln! Moral! Was sollte uns das bringen? Was konnte das bewirken? Während ich immer mehr über all diese Fragen nachdachte, keimte in meinem Herzen eine Rebellion.

Es überrascht dich daher sicher nicht, dass der Tempel zum Schauplatz meines ersten Diebstahls wurde, als ich gerade einmal 15 Jahre alt war. Ich hatte beobachtet, wie sorglos die Leute ihr Geld in den Opferkasten warfen, und war überrascht davon, wie lax die Sicherheitsvorkehrungen waren. Es dürfte für mich genauso leicht

sein, Geld aus dem Kasten *herauszunehmen*, wie es für andere war, es *hineinzuwerfen*, dachte ich. Wenn die Priester das Geld schon nicht sinnvoll einsetzen, dann vielleicht *ich*.

Aus diesem Gedanken wurde schnell ein Entschluss. Meine Handflächen wurden feucht, während ich die Leute beobachtete und auf den passenden Moment wartete. Dann war es so weit: Mit einigen Münzen in der Hand trat ich zum Opferkasten, tat so, als würde ich die Münzen hineinwerfen, und griff im selben Zug eine Handvoll Geld heraus.

Als ich weiterging, rechnete ich jeden Moment damit, gleich eine schwere Hand auf meiner Schulter zu spüren und zur Rede gestellt zu werden. Aber nichts geschah. Ich hatte den perfekten Diebstahl begangen – und so ungern ich es zugab: Es fühlte sich echt gut an!

Dieser kleine Triumph weckte in mir den Wunsch nach mehr. Ich hatte große Ambitionen, wollte etwas für einen edleren Zweck tun. Jemand musste sich einfach mal etwas trauen! Und dieser Jemand wollte *ich* sein.

Mit jedem Diebstahl wurde es leichter. Ich erzielte größere Beute und hatte immer weniger Angst vor möglichen Konsequenzen. Jahrelang stahl ich, log und nutzte andere schamlos aus. Mit der Zeit wurde ich übermütig und unvorsichtig, und schließlich holte mein Lebensstil mich ein. Die große Hand des Gesetzes,

der ich so lange entkommen war, legte sich auf meine Schulter und brachte mich in die Zelle, in der der letzte Tag meines Lebens beginnen würde.

Ein harter Schlag gegen meine Zellentür riss mich aus meinen Gedanken. Ein herzloser Wachmann trat ein, einen Becher und einen Teller in der Hand. »Frühstück«, knurrte er, spuckte in mein Essen und grinste. »Genieß dein Henkersmahl!«

Die Tür fiel zu. Ich saß allein da, machtlos, und starrte auf die Wand meiner armseligen Zelle. So also würde mein Leben enden. Mir war, als wäre der Teufel mein einziger Geselle. Vor mir lag ein Tag voller unsäglicher Schmerzen, und wer konnte wissen, was danach kommen würde?

Der Hass auf Rom hatte mich all die Jahre angetrieben, und jetzt war ich in den Händen derer, die ich verabscheute. Ich hatte gewagt, mich ihrer Macht zu widersetzen. Ich wusste: Sie würden mir keine Gnade erweisen. Sie würden an mir ein Exempel statuieren. Meine Kreuzigung sollte jeden abschrecken, der es wagen würde, gegen die Römer zu rebellieren, wie ich es tat.

Als ich über das nachdachte, was vor mir lag, fasste ich einen letzten Entschluss: Ich würde keine Schwäche zeigen. Die Römer mochten meinen Körper brechen, aber niemals meinen Willen. Ich schwor mir, sie auch im Tod noch zu verachten.

06:00 Uhr

09:00 Uhr

11:14 Uhr

11:15 Uhr

11:50 Uhr

12:00 Uhr

14:59 Uhr

15:00 Uhr

17:38 Uhr

Hass

Ich war sieben Jahre alt, als ich zum ersten Mal einen toten Körper sah. Unsere Familie war zur Passahwoche in Jerusalem, und ich – ein neugieriger Junge – hatte mich von meinen Eltern entfernt und wanderte durch die Stadt. Ohne zu wissen, wohin ich lief, gelangte ich an einen Ort, der als Hinrichtungsstätte bekannt war. Ich sah, wie Soldaten und andere Menschen den blutigen, leblosen Körper eines Mannes betrachteten, der einige Stunden zuvor gekreuzigt worden war. Ich konnte den Blick nicht abwenden. Ich war so nah dran, dass ich seine Füße hätte berühren können. Dieser Anblick übertraf alles, was ich mir in meiner kindlichen Fantasie jemals ausgemalt hatte. Dass ich Jahre später dasselbe Schicksal erleiden würde, hätte ich nie gedacht.

Am Tag meiner eigenen Kreuzigung waren wir zu dritt. Einer nach dem anderen wurden wir an unsere Kreuze genagelt. Beim ersten Opfer konnte ich nicht sehen, was die Soldaten taten. Beim zweiten beobachtete ich alles genau. Ein großer Holzbalken wurde auf den Boden gelegt, und schon zerrte ein Soldat das Opfer nach vorne und schlug ihn nieder. Kurz danach lag der Mann auf dem Balken. Der Soldat drückte den rechten Unterarm des Mannes mit seinem Fuß gegen den Querbalken. Und dann kamen die Nägel.

Ein gequälter Schrei durchschnitt die Morgenluft, als der stumpfe Nagel durch seine Hand getrieben wurde. Drei- oder viermal hörte ich diesen entsetzlichen Laut.

»Ein passendes Ende für Diebe!«, rief einer der Soldaten. Offenbar galten seine Worte der Menge – nicht dem Opfer, dem er keinerlei Beachtung schenkte.

Dann war ich an der Reihe.

Es gibt keine Worte, um die Schmerzen der Kreuzigung zu beschreiben. Ohne meinen Hass wäre ich wohl zusammengebrochen. Entschlossen, keine Schwäche zu zeigen, starrte ich den Soldaten, der den Hammer in der Hand hielt, mit einem Blick an, in dem meine ganze Verachtung lag. Er hielt meinem Blick einen kurzen Moment stand, dann wandte er sich ab. Ich starrte ihn an und bereitete mich innerlich auf den Schmerz vor. Dann führte er sein grausiges Werk aus.

Aber das Schlimmste kam noch. Nachdem mein Körper an diesem Folterinstrument festgenagelt war, zogen sie mich hoch und ließen den Balken in ein grob ausgehobenes Loch fallen. Brennende Schmerzen schossen durch meine Hände, an denen nun mein ganzes Körpergewicht hing.

Erleichterung fand ich nur, wenn ich die Beine durchdrückte und mein Gewicht – und damit auch die Schmerzen – auf die Füße verlagerte. Wenn ich auf den Füßen stand, konnte ich außerdem auch atmen. So fand ich einen Rhythmus zwischen Hängen und Durchdrücken, doch die Qualen blieben unerbittlich.

Der erste Gekreuzigte stand ganz offensichtlich im Mittelpunkt ungewöhnlicher Aufmerksamkeit. Sein Kreuz war in der Mitte aufgerichtet; das zweite Opfer und ich hingen nur wenige Schritte rechts und links von ihm entfernt.

Ich war ganz mit meinen eigenen Schmerzen beschäftigt und schenkte ihm keine Aufmerksamkeit – bis ich ihn plötzlich sprechen hörte.

»Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!«, sagte er. (Siehe Lukas 23,34.)

Vergib ihnen?! Wer war dieser Mann? Irgendein Heiliger? Ich hätte im Leben nicht daran gedacht, jeman-

dem zu vergeben, der mir ein so großes Unrecht tat. Ich war jemand, der schon wegen der kleinsten Kleinigkeit jahrelang einen Groll hegen konnte. Allein die Vorstellung, diesen Henkern zu vergeben – Männern, die unsere Körper verstümmelten und diese Tat offensichtlich genossen ... Das war doch wohl ein Witz! Ich hasste sie. Jemand, der *ihnen* Vergebung zusprach, konnte nicht mein Freund sein.

Als ich mich zu ihm umdrehte, sah ich den Schriftzug über seinem Kopf: »Dies ist Jesus, der König der Juden.«

Jesus. Von dem hatte ich gehört. Der Typ aus Nazareth, der angeblich behauptet hatte, der Messias zu sein. Im Norden machten viele Geschichten über Wunder und so was die Runde. Ein Mitgefangener zwei Zellen weiter hatte behauptet, er wäre dabei gewesen, als Jesus in Bethsaida einem Blinden das Augenlicht geschenkt hätte.

Also, dachte ich, wenn er wirklich Wunder tun kann, wäre jetzt doch ein guter Zeitpunkt. Aber diese religiösen Typen sind alle gleich: große Worte, aber nichts dahinter. Nette Ideen, aber keine Kraft, um der hässlichen Realität der Welt entgegenzutreten.

Mit anzusehen, wie er sich in Schmerzen wand, schien nur zu bestätigen, was ich dachte. Um Vergebung zu bitten, mochte manche beeindrucken, aber

mich bestimmt nicht. Ein Gebet konnte die rohe Gewalt der Nägel und des Hammers nicht ausgleichen. Ich betrachtete Jesus – und empfand nur Verachtung.

Ich war nicht der Einzige, dem es so ging.

Kreuzigungen zogen immer eine Menschenmenge an, doch diese Menge war größer und feindseliger als üblich. Viele kamen zu seinem Kreuz herauf, schauten das hilflose Opfer an und riefen ihm ihren Spott zu.

»Wenn du Gottes Sohn bist, steig doch herab vom Kreuz!«, rief jemand, und die ganze Menge fing an, im Chor zu rufen: »Steig herab! Steig herab! Steig herab! ...«

Dann trat ein anderer vor und zeigte auf ihn. »Anderer hat er gerettet«, rief er und legte eine kleine Pause ein, bevor er seine Pointe zum Besten gab: »Aber sich selbst kann er nicht retten!« Die Menge schüttelte sich vor Lachen. Wenn ich noch lachen könnte, hätte ich bestimmt mitgemacht. Aber zu diesem Zeitpunkt konnte ich ja kaum atmen.

Ein anderer ergriff das Wort: »Er ist ja der König von Israel. Soll er doch vom Kreuz herabsteigen!« Das brachte die Menge wieder zum Grölen: »Steig herab! ...«

Niemand beachtete mich oder den anderen Gekreuzigten. Alle Augen waren auf ihn gerichtet. Es war

merkwürdig: Obwohl er so gnadenlos verspottet wurde, empfand ich einen Anflug von Neid. Er wurde wenigstens gesehen, er bedeutete den Menschen etwas! Sein Leben hatte irgendetwas bewirkt. Ich dagegen fühlte mich unbedeutend und sah mich als Versager. In diesem Moment hasste ich ihn noch mehr.

Dann tauchten die Tempelpriester in ihren feinen Gewändern auf. Sie wirkten an einem Hinrichtungsort seltsam fehl am Platz. Die Menge beruhigte sich, als die Priester kamen, und bald war sie ganz still, um zu hören, was die hohen Männer zu sagen hatten.

Einer der Priester mit einem auffälligen Turban auf dem Kopf hob seinen Blick. Er sprach langsam und vornehm: »*Wenn du der Christus bist ...*« Er hielt inne, als ein Raunen durch die Menge ging. »*Steig herab vom Kreuz!*« Die Menge jubelte und fing wieder mit ihrem Sprechgesang an: »*Steig herab! ...*«

Der Priester blickte zufrieden lächelnd in die Menge. Dann winkte er sie näher zu sich heran, als wolle er ihnen ein Geheimnis anvertrauen: »*Er vertraut Gott*«, sagte er mit einem schiefen Grinsen. Dann trat er wieder einen Schritt zurück und rief höhnisch: »*Mal sehen, ob Gott ihn rettet!*« Nun brüllte die Menge vor Lachen.

Dann trat einer aus der Menge vor, zeigte auf Jesus und rief: »*Du wolltest ja den Tempel abreißen und in drei Tagen wiederaufbauen! Rette dich doch selbst!*«

Die Sticheleien nahmen kein Ende. Ich fragte mich, was dieser Jesus wohl getan haben mochte, um so viel Feindschaft auszulösen. Jemand, der den Tempel zerstören wollte, konnte ja nicht so verkehrt sein.

Von dem ironischen Schriftzug »König der Juden« und dem Spott der Menge her zu urteilen, hatte Jesus sich wohl als der Messias, der Christus ausgegeben – als der Befreier, den Gott in den heiligen Schriften verheißen hatte. Unser Volk wartete seit Generationen auf einen solchen Retter – einen Helden, der von Gott kommen und der Gottes Volk von den römischen Klauen befreien würde. Diese Erwartungshaltung hatte unsere Kultur zutiefst geprägt.

Jeder hatte seine eigene Vorstellung davon, was der Christus sein und was er bewirken sollte. Die religiösen Leute erwarteten einen Lehrer, die radikalen einen Revolutionär, die mystisch angehauchten einen Wundertäter. Doch eins hatten sie alle gemeinsam: Sie wünschten sich jemanden, der ihre eigenen Ziele verwirklichen würde.

Ich war jetzt alt genug, um zu wissen, dass es keine leichte Aufgabe sein würde, den wahren Christus zu finden. Immer mal wieder tauchte ein Geistesgestörter auf, der behauptete, er sei es. Die Leute verdrehten dann

nur ihre Augen: »Jetzt geht das schon wieder los ...« Nur wenige nahmen das ernst.

Ab und an gab es jemanden, der glaubwürdig zu sein schien und der es schaffte, eine Gefolgschaft anzuziehen. Aber das war nie von langer Dauer. Die Tempelbehörden sahen es als ihre Aufgabe an, das Volk vor solchen selbst ernannten Christussen zu schützen. Je größer die Gefolgschaft, desto schlimmer würde die Vergeltung ausfallen. Jesus hatte also behauptet, der Christus zu sein – und hier war er, nur wenige Schritte von mir entfernt, und zahlte den furchtbaren Preis. Ich hatte das schon mal mit ansehen müssen, bei einem der Männer, die ich mit gestohlenen Geldern unterstützt hatte. Für eine Weile hatte ich geglaubt, er würde den Durchbruch schaffen und uns zum Sieg führen. Aber die Möchtegern-Anführer wurden immer erwischt, und einige wurden nie wieder gesehen.

Sich als Christus darzustellen, war also schon übel genug. Aber wenn die Menge recht hatte, dann hatte Jesus alles noch schlimmer gemacht mit seiner Behauptung, Gottes Sohn zu sein. »*Wenn du Gottes Sohn bist*«, hatten sie gesagt, »*dann steig herab vom Kreuz!*«

Was diese Behauptung bedeutete, verstand ich damals nicht. Aber jetzt, wo ich im Himmel bin, ist es mir klar. In der jüdischen Kultur beschreiben Namen den Charakter einer Person. Als jämmerlicher Typ wärest du

mit »Sohn der Trübsal« bezeichnet worden. Wenn du immer ein aufmunterndes Wort für jemanden hättest, hätte man dich »Sohn der Ermutigung« genannt. Nach dieser Logik wäre ein »Sohn Gottes« jemand, der alles verkörpert, was Gott ist. Dass das niemand kann, liegt eigentlich auf der Hand. Aber offensichtlich hatte Jesus dies von sich behauptet. Kein Wunder also, dass die Menge ihn nun herausforderte: *»Wenn du Gottes Sohn bist, dann steig herab vom Kreuz!«*

Schmerzen durchfuhren meinen Körper, während ich mich erneut auf meine Füße stemmte, um nach Luft zu schnappen. Ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Keine Ahnung, wie viel Zeit seit der Kreuzigung vergangen war, die auf 9 Uhr morgens angesetzt worden war. Es hätte viele Stunden her sein können, aber dem Stand der Sonne nach zu urteilen, war es erst etwa 10 Uhr. Eine Stunde hatte sich wie eine Ewigkeit angefühlt. Mir wurde klar, dass ich bald nicht mehr die Kraft haben würde, mich zum Atmen aufzurichten. Mit jeder Minute kam der sichere Tod mir näher.

Ich blickte zu Jesus hinüber und bemerkte die vielen Wunden an seinem geschundenen Körper. Zahllose tiefe, offene Schnittwunden bedeckten seinen ganzen Oberkörper und seine Beine. Lange Dornen waren

in seine Stirn gedrückt worden, wie eine Krone für den blutüberströmten König. Wenn Gott wirklich einen Sohn hätte, dann sähe dieser ganz bestimmt nicht so aus.

»Andere hat er gerettet«, hatte die Menge gesagt. Wen hat er gerettet? Und wovon? Als Kind hatte ich gelernt, dass Gott der Retter ist. Wenn Jesus wirklich Gottes Sohn wäre, würde er natürlich auch retten. Doch als die Menge ihn dazu aufrief, sich selbst zu retten, rührte er sich nicht.

Typisch Religion, dachte ich. Viele Worte, und nichts dahinter. Er sagt, er würde den Tempel zerstören, aber er bricht nicht einen einzigen Stein aus der Mauer. Er sagt, er sei der verheißene Retter, aber sich selbst retten kann er nicht.

Mein Zorn wuchs bei diesen Gedanken. Welchen Nutzen hat ein Gott, der »gnädig und barmherzig« ist, »langsam zum Zorn und reich an Liebe«? Ich fand ihn deutlich zu langsam zum Zorn, was die Römer anging, und längst nicht barmherzig genug, was uns Juden anging! Die quälenden Schmerzen in meinem Körper schienen mich in diesem Urteil nur zu bestätigen.

Bis dahin hatte ich kein Wort gesprochen – das kostete zu viel Kraft. Aber diese letzten Gedanken brachten das Fass zum Überlaufen. Der tiefe Hass brach plötzlich aus mir heraus, ein ungefilterter Strom von Verwünschungen gegen Jesus. Das reinste Gift. Der andere

Gekreuzigte, der auf der anderen Seite von Jesus hing, stimmte mit ein. Das brachte die Menge wieder in Stimmung.

Ich weiß nicht, ob jemals so viel Verachtung auf einen einzigen Menschen niedergeprasselt ist wie auf Jesus in diesen Stunden. Unter uns standen ein paar weinende Frauen und ein Mann, der offenbar zu Jesus hielt. Aber alle anderen waren nur gekommen, um ihn zu verhöhnern. Und obwohl ich kaum etwas über ihn wusste, schloss ich mich ihnen nur zu gerne an.

Lange hielt ich allerdings nicht durch. Bald versagte meine Stimme, und mein Körper sackte erschöpft zusammen. Plötzlich fragte ich mich, warum mein Hass sich ausgerechnet gegen Jesus gerichtet hatte. Wen ich hasste, das waren doch die *Römer*! Warum hatte ich meine Energie nicht dafür verwendet, Caesar zu verfluchen oder Pilatus oder den Hauptmann, der direkt neben mir stand?

Da kam mir ein Gedanke, klar wie nie zuvor:

Hinter jedem Hass liegt ein tieferer Hass auf Gott.

Ich hatte mich nie als jemanden gesehen, der Gott hasst. Vor langer Zeit war ich zu dem traurigen Schluss gekommen, dass Gott und seine Gebote für mein Leben keine Bedeutung hatten und dass das religiöse System nicht dazu beitragen konnte, Gerechtigkeit und Frieden zu schaffen. Ich hatte mich als jemanden gesehen, der

Gott mit einer gewissen Skepsis begegnet. Aber nun erkannte ich die dunkle Wahrheit: Hinter meinem Hass auf Rom lag mehr, nämlich mein Hass auf Gott – auf den Gott, der zugelassen hatte, dass die Römer sein Volk bedrückten; auf den Gott, der es Steuereintreibern erlaubte, meine Familie zu erpressen; auf den Gott, der eine Welt geschaffen hatte, in der Menschen furchtbare Tode am Kreuz sterben mussten.

Die Schmerzen, die mich durchfuhren, ließen diesen Hass hoch auflodern. Ich hasste Rom. Ich hasste mich. Ich hasste Gott. Ich hasste seinen Sohn. Ich stand am Rand der Hölle. Ich konnte sie bereits schmecken.

06:00 Uhr

09:00 Uhr

11:14 Uhr

11:15 Uhr

11:50 Uhr

12:00 Uhr

14:59 Uhr

15:00 Uhr

17:38 Uhr

Glaube

Was als Nächstes geschah, kann ich nicht richtig erklären. Irgendwie kam eine merkwürdige Ruhe über meine Seele, und zum ersten Mal wurde mir wirklich bewusst, was vor mir lag.

Mein Leben glitt mir aus den Händen. Die Erde schien sich von mir zu entfernen, und die Ewigkeit rückte immer näher, wie eine drohende Wolkenfront am Horizont. Das hatte ich nicht geplant, und ich hatte mich auch nicht darauf vorbereitet. Aus der Tiefe meiner Erinnerung tauchte die Stimme meiner Mutter auf, wie sie aus den Schriften zitierte: »Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit.«

An Gott geglaubt hatte ich natürlich immer – das lag in meinem jüdischen Blut. Aber an Gott zu *glauben*, ist

nicht dasselbe wie ihn zu *fürchten*. Viele Menschen sagen, dass sie an Gott glauben, aber in ihrem Leben hat Gott keinen Platz. Gott zu fürchten dagegen bedeutet, dass er bei allen Lebensentscheidungen eine Rolle spielt. Der Wunsch, Gott zu gefallen, wird zur obersten Priorität und zur größten Freude.

Ich dachte an meinen ersten Diebstahl im Tempel zurück, und mir wurde klar, dass mein Leben seitdem nicht gerade von Gottesfurcht geprägt gewesen war. Ich hatte mein Leben selbst in die Hand genommen und war meinen eigenen Weg gegangen. Ich hatte mich von Gott distanziert, und jetzt würde ich auch ohne ihn sterben. Was würde mich nach dem Tod erwarten? Ich wusste es nicht, und es hatte mich all die Jahre auch nicht interessiert. Doch jetzt, wo ich das Leben nicht mehr festhalten konnte, ließ diese Frage mir keine Ruhe.

Der andere Gekreuzigte neben Jesus begann erneut zu fluchen und zu lästern. Gerade eben hatte ich noch mit ihm gemeinsam Jesus beschimpft. Doch nun erschien mir diese Feindschaft gegen Gott wie der Gipfel der Torheit.

Ich drückte mich hoch, holte Luft und rief zu ihm hinüber: »Hast du denn gar keinen Respekt vor Gott?«

Er verstummte, und so sprach ich weiter: »Wir beide

bekommen, was wir verdient haben, aber der da hat nichts Unrechtes getan.«

Ich war überrascht, diese Worte aus meinem Mund zu hören. Mein ganzes Leben lang hatte ich für alles, was ich tat, einen Grund parat gehabt. Wenn ich den Tempel ablehnte, dann tat ich das deshalb, weil der Tempel mich enttäuscht hatte. Wenn ich die Römer bestahl – nun ja, die Römer hatten mich ja zuerst bestohlen. Ich war davon überzeugt gewesen, im Recht zu sein. Die Schuld lag aus meiner Sicht immer bei jemand anderem. Doch als mich dieser seltsame Moment der inneren Klarheit überkam, sah ich mich in einem anderen Licht.

Ich wurde als Dieb hingerichtet – und ein solcher war ich tatsächlich. Ich war ganz bewusst ein Risiko eingegangen. Als junger Mann war ich nach meinem ersten Diebstahl im Tempel unbemerkt davongekommen, und ich hatte mir eingeredet, dass es so auch immer bleiben würde. Was für ein Trugschluss! Der lange Arm des Gesetzes hatte mich schließlich erreicht, und in jenem Moment waren alle meine Ausreden und Rechtfertigungsversuche wertlos geworden. Wenn schon die Römer ein solch gerechtes Urteil über mich fällten und eine solche Strafe über mich verhängten – wie würde erst der allmächtige, heilige Gott über mein Leben urteilen? Wie könnte ich jemals vor ihm bestehen?

Während diese Gedanken mir durch den Kopf gingen, erkannte ich plötzlich, dass ich in erster Linie gar nicht Rom bestohlen hatte, sondern vielmehr Gott! Er hatte mir das Leben gegeben – und ich hatte es nur für mich selbst gelebt. Ich hatte gedacht, es wäre »meins«, nicht »seins«, und hatte ihm keinen Platz darin gegeben. Ich war mein eigener Maßstab gewesen, und so war ich zu dem Schluss gekommen, dass meine guten Taten meine schlechten Taten überwiegen mussten. Aber nun, da sich mein Leben langsam einem äußerst miserablen Ende zuneigte, wurde mir bewusst, dass ich weit davon entfernt war, gut zu sein – und weit entfernt von Gott war.

Ich sah wieder zu Jesus hinüber. Schweigend ertrug er den unaufhörlichen Schwall der Schmähungen. Die Menge war aufgebracht, weil er behauptet hatte, der Christus zu sein. Aber was, wenn es stimmte? Sie hassten ihn, weil er sich »Sohn Gottes« genannt hatte. Nun, wenn das wahr sein sollte, dann hätte es Anzeichen dafür geben müssen – und anscheinend hatte es tatsächlich welche gegeben. »Andere hat er gerettet«, hatte die Menge gesagt. Ich dachte über diese Worte nach. Wenn er andere gerettet hatte – war es dann irgendwie möglich, dass er auch mich retten könnte?

Auf dem Schild über seinem Kopf war klar zu lesen: »Dies ist Jesus, der König der Juden.« Wenn er ein König war, musste er ein Königreich haben. Aber als ich ihn betrachtete, so kurz vor seinem Tod, wurde mir klar, dass sein Reich nicht von dieser Welt sein konnte.

Es war seltsam. Man sagt, je länger jemand am Kreuz hänge, desto weniger Sauerstoff bekomme das Gehirn, desto wirrer werden die Gedanken und desto vernebelter werde der Verstand. Aber bei mir war es genau umgekehrt. Meine wachsende Furcht vor Gott schärfte meine Gedanken. Wenn Jesus wirklich menschengewordener Gott war, dann musste er auch der Christus sein. Wenn er der Christus war, wäre es seine Lebensaufgabe, Menschen zu retten. Und Menschen, die er rettete, würde er auch in sein Reich bringen. In wenigen Stunden würde Jesus diese Welt verlassen. Und ich auch! Wenn sein Königreich auf der anderen Seite des Todes lag – vielleicht könnte er mir wirklich helfen!

Am Morgen hatte ich zufällig das Gespräch einiger Soldaten mitbekommen, und von dem wenigen, was ich gehört hatte, her zu schließen, war Jesu Hinrichtung ein himmelschreiendes Unrecht. Pilatus hatte keine Schuld an ihm gefunden und hatte sich öffentlich die Hände gewaschen, um der Welt klarzumachen, dass er keine Verantwortung für Jesu Tod übernehmen würde. Die Anklagen gegen Jesus ergaben absolut keinen Sinn. Er hatte

gesagt, er sei der Christus, Gottes Sohn. Er hatte Menschen geholfen, sie geheilt. Er war eine Art König. Worin genau konnte der Grund für seine Hinrichtung liegen?

Dann waren da die obersten Priester, die die Menge aufgehetzt hatten. Das Ganze roch nach einer Verschwörung und einer gewaltigen Ungerechtigkeit. Aber eine Ungerechtigkeit gegen den allmächtigen Gott selbst würde nicht bestehen können. Irgendwann würde sich die Lage wenden.

Ich versuchte, mir Jesus als König vorzustellen, umgeben von einem strahlenden Licht. Sein Körper wäre nicht mehr verwundet und zerschlagen, sondern voller Kraft und Leben. Sein Kopf wäre nicht mehr gekrönt mit hässlichen Dornen, sondern mit dem Schmuck eines wahren Königs. Er wäre umhüllt von den Lobgesängen einer gewaltig großen Menge, viel größer als die hass-erfüllte Meute, die ihn während seiner Leiden so unerbittlich beschimpfte. Und am Rand dieser Menge sah ich mich selbst stehen, mir sehnlichst wünschend, dass er meinen Blick auffangen und sich an mich erinnern würde.

»Jesus«, hörte ich mich sagen, »denk an mich, wenn du in dein Reich kommst.«

Es war eine gewagte Bitte. Gerade eben noch hatte ich ihn verhöhnt, zusammen mit den anderen. Ich dachte: Wenn er sich *daran* erinnern würde, wäre es aus mit mir.

Ehrlich gesagt hatte ich ohnehin schon den Verdacht, dass es keine Hoffnung mehr für mich gab. Ich dachte daran, wie meine Mutter uns die Zehn Gebote gelehrt hatte: Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht begehren. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Ich konnte sie förmlich vor mir sehen, wie sie mit ihrem leicht gebeugten Finger auf mich zeigte und sagte:

»Folge dem richtigen Weg – und alles wird gut! Folge dem falschen Weg – dann nimm dich in Acht!«

»Gott sieht dich. Er sieht alles, und er vergisst nichts.«

»Man erntet immer, was man sät.«

Wenn das stimmte, war ich verloren. Ich war meinen Weg gegangen und musste nun die Konsequenzen tragen. Ich hatte meinen Samen ausgestreut, und nun kam die Zeit der Ernte unaufhaltsam näher. Es gab kein Zurück.

Ich hoffte aus ganzem Herzen, meine Mutter hätte sich geirrt.

Meine Hoffnung lag ausgerechnet in jenen Worten Jesu, die mich zuvor so wütend gemacht hatten: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!«

Vergebung! Wenn Jesus den Männern vergeben konnte, die ihn ans Kreuz geschlagen hatten, dann

konnte er vielleicht auch mir vergeben. Was ich zuerst als verachtenswerte Schwäche aufgefasst hatte, eröffnete mir jetzt eine herrliche, unerwartete Hoffnung.

Vergebung war rar in der gesetzlichen, moralischen Welt meiner Mutter. In ihren Augen funktionierte das Universum nach dem unumstößlichen Prinzip von Ursache und Wirkung. Alles hatte einen Grund, und jede Tat hatte eine klare Konsequenz. Der Gott, der alles lenkte, hatte klare Regeln. »Tue Gutes, und alles wird gut. Tue Böses, dann nimm dich in Acht!« In so einer Welt gab es keine Hoffnung für jemanden wie mich. Ich vermute, wenn du ehrlich bist und dein Leben an Gottes Geboten misst, wirst du für dich selbst zu demselben Schluss kommen. Ernten, was man sät – das ist für keinen von uns eine schöne Aussicht. Vergebung dagegen schon.

Wenn Jesus an mich denken würde, wenn er in sein Reich käme, dann gäbe es Hoffnung für mich. Aber was hätte er davon? Mir fiel nichts ein. Wenn er Mitleid mit mir haben würde, dann nicht, weil ich etwas Besonderes getan hatte oder weil ich ihm etwas bieten könnte. Wenn er sich dann an mich erinnern würde, wäre das ein Akt unverdienter Gnade und Freundlichkeit. Aber genau das war es ja, was er den Soldaten angeboten hatte, die ihn gekreuzigt hatten. Er zeigte ihnen Gnade und Freundlichkeit. Würde er mich genauso behandeln?

Ich bat ihn, an mich zu denken.

Mit dieser Bitte hob ich mich von der Menge ab, die ihn verspottete. Ihre Verachtung für Jesus war grenzenlos, und als ich mich zu Jesus hielt, richtete sich ihre Verachtung auch gegen mich. Aber das spielte keine Rolle mehr. Ich hatte zu lange ohne Gott gelebt. Als selbst ernannter Gerechtigkeitskämpfer hatte ich alles dafür gegeben, den Römern ihre Taten heimzuzahlen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Doch jetzt, als mein Lebensende nahte, begriff ich: Wenn Gott Gerechtigkeit so definierte wie *ich*, wäre ich wirklich arm dran. Vergebung klang gut! Wenn es für mich noch Hoffnung gab, wollte ich mehr wissen.

Was ich tat, war einfach: Ich begann, Gott zu fürchten. Ich erkannte meine Schuld. Ich glaubte, dass Jesus wirklich der Christus, der verheißene Messias, war – wie er es gesagt hatte. Und ich bat ihn, mich zu retten. Das kannst auch du tun.

Ich gab alle Feindschaft in meinem Herzen auf und löste mich von der Illusion, dass ich Gott mit meinem Leben beeindrucken könnte. Ich legte mein Leben mit allem, was ich war und getan hatte, in Jesu ausgestreckte Hände. Ich glaubte an ihn als den Christus, den Sohn Gottes, den Retter und König, und überließ ihm den Rest.

Ich hing zwischen Leben und Tod, rang nach Atem – und wartete auf seine Antwort.

06:00 Uhr

09:00 Uhr

11:14 Uhr

11:15 Uhr

11:50 Uhr

12:00 Uhr

14:59 Uhr

15:00 Uhr

17:38 Uhr

Hoffnung

»Amen!«

Dieses Wort kannte ich. Es beinhaltete eine Zustimmung, ein bekräftigendes »Ja« am Ende eines Gebets, das jeder aussprach, der sich der Bitte anschließen wollte. Wenn mein Vater mit unserer Familie gebetet hatte, hatten wir immer ein lautes »Amen!« folgen lassen – um ihm zu zeigen, dass er mit seinem Anliegen nicht allein war. Wir standen zu ihm. Sein Gebet war auch unser Gebet.

»Amen« drückte aus: »Ja, genau so. Ich stehe hinter dir. So soll es geschehen.« Und nun war »Amen« das erste Wort, das Jesus an mich richtete.

Meine Bitte war schlicht gewesen: »Jesus, denk an mich, wenn du in dein Reich kommst.«

Seine Antwort war noch einfacher: »Amen!«

Die Begeisterung in seiner Antwort war nicht zu überhören. Als er mich ansah, leuchtete die Freude aus seinen Augen. Es war, als hätte er nur darauf gewartet, dass ich meine Bitte ausspreche – als hätte seine Antwort auf meine Bitte unmittelbar damit zu tun, warum er am Kreuz hing. Es kam mir vor, als streckten seine festgenagelten Arme sich nach mir aus – mit derselben Liebe und Vergebung, die er auch den Soldaten entgegengebracht hatte.

»Amen!« – also: »Ja! Ich bin mit dir! Dein Gebet ist auch meins! Es wird geschehen!«

Nach all meinen vergeudeteten Lebensjahren hätte es mich nicht überrascht, wenn er vorsichtiger reagiert hätte: »Findest du nicht, dass es jetzt ein bisschen zu spät ist, um über mein Reich nachzudenken?«

So hasserfüllt, wie ich ihn nur kurze Zeit zuvor noch behandelt hatte, hätte ich mich nicht beschweren dürfen, wenn er jetzt gesagt hätte: »Das Reich Gottes ist nicht für Leute wie dich.«

Aber das ist nicht seine Art.

Ich musste nicht erst beweisen, dass ich es ernst meinte. Er schickte mich nicht auf eine lange spirituelle Reise. Und er vertröstete mich nicht auf später. Stattdessen nahm er mein Gebet voller Freude an und stellte sich an meine Seite, so wie ich mich zu ihm gestellt hatte.

Ich glaubte an den Herrn Jesus Christus und bat ihn, mich zu retten.

Er nahm mich frei und mit Freude an – ohne zu zögern und ohne mir Bedingungen zu stellen.

»Amen«, sagte Jesus, und dann, nach einer kurzen Pause: »*Ich versichere dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein*« (siehe Lukas 23,43).

Paradies – ein Ort des Friedens, wo Gottes Volk in seiner Gegenwart lebt und sie genießt. Ich war davon ausgegangen, dass Jesus nach seinem Tod an diesen Ort gehen würde. Aber dass er nun auch mir vorbehaltlos zusagte, dass ich mit ihm dort sein würde – das übertraf alle meine Erwartungen.

Dort am Kreuz war mir, als könnte ich die Hölle bereits schmecken. Alles, was ich noch hatte, war eine große Angst. Und Jesus versprach mir das Paradies.

Als ich ihn angesprochen hatte, war ich davon ausgegangen, dass sein Reich in weiter Zukunft lag. Deshalb hatte ich ihn auch darum gebeten, an mich zu denken und sich an mich zu *erinnern*. Nun machte Jesus mir klar, dass ich mir darum keine Sorgen machen brauchte. Ich würde im Paradies sein, bevor dieser Tag zu Ende ging.

»Amen. Ich versichere dir: *Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.*« Nie zuvor hatte jemand mir ge-

genüber solch bedeutungsvolle Worte ausgesprochen. Sie veränderten alles für mich. In diesen Worten lag so viel mehr, als ich damals fassen konnte.

Er hatte gesagt: »Du wirst *mit mir* sein.« Und so geschah es. Ich war Jesu letzter Gefährte auf Erden – und sein erster im Himmel.

Dass er ausgerechnet *mich* als ersten Menschen in den Himmel führte, erstaunt mich immer noch. Die Engel waren sicherlich ebenso überrascht, obwohl sie eigentlich inzwischen wissen mussten, dass Jesus sich ungewöhnliche Freunde aussucht.

Wie so viele andere hatte ich gedacht, der Himmel sei nur für heilige, treue Menschen da – für Menschen, die Gott mit Liebe und Hingabe dienten und das Wohl ihrer Nächsten suchten. Das Paradies gehörte den Gerechten. Es war ein passender Ort für Glaubenshelden wie Abraham, Mose, David und Elia.

Mein Leben entsprach aber ja so gar nicht diesem Bild. Ich hatte ohne Gott gelebt. Ich wusste mehr über Hass, Zweifel und Schuld als über Liebe, Vertrauen und Reue. Und doch streckte Jesus sich nach mir aus und nannte *mich* Freund.

So ist er.

Es ist kein Zufall, dass ich der Erste war, den er in den Himmel brachte. Ich bin ein Beispiel dafür, was Jesus mit einem Menschen tun kann, den niemand für

einen geeigneten Kandidaten gehalten hätte. Jesus riss mich vom Rand der Hölle weg und führte mich in die Freuden des Himmels.

Jesus hatte mir gesagt: »*Heute* noch wirst du mit mir im Paradies sein«, und er hat sein Wort gehalten. Nach dem Tod kommt keine lange Nacht, kein langer Zwischenzustand, während dessen man sich auf den Himmel vorbereiten muss. Für Jesu Freunde führt der Tod direkt in Gottes Gegenwart und seine Freuden.

Du kannst mir glauben: Ein Mensch, der Jesus vertraut, der geht vom Ende seines irdischen Lebens direkt zum Anfang seines himmlischen Lebens über. Man muss nicht lange warten, man wird nicht aufgehalten. Man muss nicht erst eine Prüfung vor dem Himmeltor bestehen. Wer den Körper verlässt, kommt heim zu Gott.

Der Eintritt in den Himmel ist ein Geschenk. Man kann es sich nicht verdienen oder erarbeiten. Aber man kann es *annehmen*.

Meine Geschichte ist – gelinde gesagt – außergewöhnlich. Aber sie lehrt eine Wahrheit, die jeder wissen muss: Ob jemand in den Himmel kommt oder nicht, hat nichts mit einem möglichst guten Christenleben zu tun.

Bedenke einmal, wie es mir ergangen ist: Ich vertraute Jesus, und noch *am selben Tag* kam ich in den Himmel. Ich hatte gar keine Chance mehr, ein Leben als Christ zu führen!

Ich kämpfte nie gegen Versuchungen, rang nie mit dem Beten. Ich wurde nie getauft, empfing nie das Abendmahl, war in keiner christlichen Gemeinde, spendete nichts, diente nirgendwo.

Seit ich im Himmel bin, habe ich gelernt, dass es auf der Erde viele Menschen gibt, die glauben, sie müssten sich den Himmel durch ein gutes und gottesfürchtiges Leben verdienen. Sie glauben zwar, dass Jesus vergeben kann, aber tief in ihrem Inneren schlummert die Überzeugung, dass nur ihr gelungenes Christenleben ihnen den Himmel aufschließt.

Wie könnte das wahr sein?

Ich bin in den Himmel gekommen, *ohne je ein christliches Leben geführt zu haben!* Ich hatte ja gar keine Möglichkeit dazu. Meine Hände waren am Kreuz festgenagelt, wie hätte ich da noch gute Werke tun können? Auch meine Füße waren festgenagelt, wie hätte ich da »auf Pfaden der Gerechtigkeit« gehen können? Mein Ende nahte, und ich hatte keine Zeit mehr, ein neues Kapitel aufzuschlagen und ein besseres Leben zu führen.

Ich bin der Beweis: Man kommt nicht in den Himmel, weil man gut lebt. Wenn das so wäre, gäbe es keine

Hoffnung – nicht für mich und nicht für dich. Wir könnten niemals so gut sein, dass es für den Himmel reicht. Niemand lebt gut genug.

Man kommt in den Himmel, weil Jesus gut ist. Nicht das, was wir für Jesus tun, bringt uns hinein, sondern das, was er für uns getan hat. Rettung geschieht allein aus Gnade, allein durch Glauben, allein durch Christus.

Paulus hat diese Wahrheiten, die ich selbst erfahren habe, in der Bibel öfters betont:

»Der Mensch wird nicht aus Gesetzeswerken gerechtfertigt, sondern nur durch den Glauben an Jesus Christus« (Galater 2,16).

»Gott errettete uns, nicht aus Werken, die *wir* getan hatten, sondern nach seiner Barmherzigkeit« (Titus 3,5).

»Denn durch die Gnade seid ihr errettet, mittels des Glaubens; und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken« (Epheser 2,8-9).

Jesus macht all seinen Freunden diese drei Geschenke:
— Rechtfertigung, um alle deine Sünden zu vergeben;
— Heiligung, sodass du ihm immer ähnlicher wirst;
— Verherrlichung, wenn du im Himmel ankommst.

Denk mal darüber nach.

Ich habe an einem einzigen Tag Rechtfertigung und Verherrlichung erlebt. Was das bedeutet, ist immens wichtig: Ob jemand in den Himmel kommt, hängt da-

von ab, dass Jesus ihm vergibt und ihn rechtfertigt, ihn gerecht macht. Es hat nichts mit einem möglichst guten, heiligen Leben zu tun.

Wenn du dich im Glauben und voll ehrlicher Reue an Jesus wendest, nimmt er dich vorbehaltlos an. Er sagt nicht: »Ich vergebe dir – aber ab heute werde ich genau darauf achten, was du so treibst.« Bei ihm gibt es keine Probezeit. Kein »Wehe, du enttäuschst mich noch ein einziges Mal!«.

Jesus gab mir ein Versprechen ohne Bedingungen: »Heute noch *wirst* du mit mir im Paradies sein.«

Das Versprechen war klar und eindeutig, und ich konnte mich darauf verlassen, denn es lag ja an ihm, mich zu sich zu holen.

Wäre meine eigene Leistung auch nur ein kleines bisschen relevant gewesen – dann hätte ich mir niemals sicher sein können, dass ich in den Himmel komme. Wie soll man denn beurteilen, ob man »gut genug« gewesen ist?

Nein, die Errettung hängt nicht davon ab, wie viel du für Jesus tust, sondern von Jesu Werk für dich. Du wirst nie damit fertig, etwas für Jesus zu tun – aber sein Werk für dich ist schon vollbracht. Du kannst ihm dein Leben, dein Sterben und deine Ewigkeit vorbehaltlos anvertrauen. Ich habe das getan, und ich kann dir sagen: Ich wurde nicht enttäuscht!

Ich habe mich oft gefragt, wie es wohl wäre, wenn Jesus jeden neuen Gläubigen sofort in den Himmel holen würde – so wie mich. Warum macht Jesus das nicht? Müssen Christen auf der Erde bleiben, damit sie dort genug Zeit haben, um sich auf den Himmel vorzubereiten?

Das kann nicht sein, denn: Wenn du voller Glauben und voller Reue zu Jesus kommst und ihn als deinen Retter annimmst, bist du schon so sehr bereit für den Himmel, wie du nur sein kannst.

Dein Eintritt in den Himmel hängt davon ab, was Christus für dich getan hat – nicht davon, was du für ihn tun kannst. Das bedeutet, dass du nicht besser auf den Himmel vorbereitet sein kannst, als du es in dem Moment bist, in dem du dich voller Glauben und voller Reue Jesus zuwendest und ihn als deinen Retter annimmst.

Warum lässt er Christen also auf der Erde? Weil er eine Aufgabe für sie hat.

Wenn du weit von Gott entfernt bist, so wie ich es bis zu meinem letzten Tag auf Erden war, ist deine erste Aufgabe, voller Glauben und voller Reue zu ihm zu kommen.

Vielleicht denkst du, für dich sei es schon zu spät. Aber denk an mich: Ich war nur noch eine sehr kurze

Zeit vom Tod entfernt, als ich Jesus bat, an mich zu denken.

Vielleicht glaubst du, du seist zu weit weg von Gott. Das dachte ich auch: Ich stand schon an den Toren der Hölle, als ich mich zu Jesus wandte.

Vielleicht meinst du, deine Schuld sei zu groß. Wenn ja, denk an mich: Ich hatte Gott jahrelang abgelehnt. Und Gottes Sohn hatte ich verflucht und verhöhnt – und doch bin ich im Himmel!

Alles veränderte sich, als ich zu glauben wagte, dass es in Jesus Hoffnung gibt. Wenn Jesus bereit war, dem Mann zu vergeben, der die Nägel durch seine Hände getrieben hatte – vielleicht war er dann bereit, auch mir zu vergeben.

Also überwand ich meinen Stolz – und bat Jesus. Du kannst dasselbe tun, und wenn du es tust, wird Jesus dir vergeben! Wie mir.

Der Glaube beginnt damit, dass man seine Bedürftigkeit nach Vergebung und Errettung erkennt. Das ist nicht leicht, aber ein absolut notwendiger Schritt.

Komm zu Jesus und sag ihm, dass du deine Kraft vergeudet hast, dass du seine Gebote gebrochen hast, dass du in Gedanken und in Taten schuldig geworden bist.

Sag ihm, dass du dich so weit von ihm entfernt hast, dass du nicht aus eigener Kraft zurückfinden kannst.

Und dann bitte ihn um Hilfe. Bitte ihn, an dich zu denken, dir zu vergeben, dich zu retten.

Mach dies zu deinem Gebet – und er wird sein »Amen« dazu geben.

Der Sohn Gottes liebt dich und streckt sich nach dir aus, so wie er sich nach mir ausgestreckt hat. Er ist bereit, dir zu vergeben und dich mit Gott zu versöhnen. Er kann dein Denken erneuern, deine Leidenschaft neu ausrichten und dir neue Wünsche ins Herz geben.

Jesus kann dich vom Rand der Hölle in die Freuden des Himmels führen.

Vielleicht glaubst du, für dich sei alle Hoffnung verloren. Ich war an diesem Punkt. Ich kenne diese schmerzhafteste Verzweiflung, die du in deiner Seele fühlst. Aber Jesus streckte sich nach mir aus, und nun streckt er dir dieselbe Hand entgegen.

06:00 Uhr

09:00 Uhr

11:14 Uhr

11:15 Uhr

11:50 Uhr

12:00 Uhr

14:59 Uhr

15:00 Uhr

17:38 Uhr

Liebe

Die Sonne brannte grell vom Himmel, und ich musste nach unten schauen, um nicht geblendet zu werden. Mein Blick fiel auf eine kleine Freundesgruppe, die vor Jesus stand. Unter ihnen war eine Frau, Maria. Als ich sie beobachtete, wurde mir klar, dass sie Jesu Mutter war.

Ein besonderer Glanz lag auf ihr, selbst in ihrer Trauer. Während sie zuschaute, weinte und wartete, strahlte sie eine stille Schönheit aus. Umgeben von Hass, verkörperte sie Liebe. Ich glaube, kein Mensch ist je mehr gehasst und mehr geliebt worden als Jesus Christus.

Ich dachte an meine eigene Mutter und war dankbar, dass sie nicht da war. Mit meinen Lebensentscheidungen hatte ich ihr schon genug Leid zugefügt. Wir

hatten uns mit den Jahren entfremdet. Wenn sie mich nun auch noch am Kreuz hätte sehen müssen – ich glaube, das wäre für sie unerträglich gewesen.

Doch Maria, die Mutter Jesu, war da. Ich versuchte mir vorzustellen, was in ihr wohl vorgehen mochte, als sie ihren Sohn so leiden sah.

Ich hatte Jesus erst in der letzten Stunde meines Lebens kennengelernt – aber sie hatte ihn von seiner Geburt an geliebt. Die Stirn, die sie geküsst hatte, als sie ihr Kind in den Schlaf wiegte, war jetzt von Dornen gekrönt. Die Hände, die sie gehalten hatte, als ihr Kind laufen lernte, waren nun von Nägeln durchbohrt.

Als ich sie ansah, überkam mich Mitgefühl.

Das war eine fremde Gefühlsregung in einem Herzen, das mehr mit Hass vertraut war als mit Liebe. Über die Jahre hatte mein Lebensstil mich zu einem harten Mann gemacht. Eiserne Entschlossenheit war meine zweite Natur, Mitgefühl war mir fremd. Doch jetzt, wo die Schmerzen mich im Griff hatten, fühlte ich Mitleid für eine Frau, die ich nicht einmal kannte.

In meinem Inneren regte sich etwas – etwas Gutes –, und ich wusste: Das hat Jesus bewirkt.

Liebe hatte nun schon lange keinen Platz mehr in meinem Leben gehabt. Meine Mutter hatte mich auf ihre

eigene, strenge Art geliebt, aber den Kontakt zu meiner Familie hatte ich abgebrochen. In den Kreisen, in denen ich mich bewegte, zählte nur Loyalität, die den eigenen Interessen diente. Eine andere »Liebe« gab es nicht.

Bedenke einmal, was du als Liebe erfahren hast.

Liebe hat meistens einen Grund. Deine Mutter liebt dich, weil du ihr Kind bist. Dein Partner oder deine Partnerin liebt dich, weil er oder sie sich zu dir hingezogen fühlt. Deine Freunde lieben dich, weil sie die gemeinsame Zeit mit dir genießen.

Doch bei Jesus war das anders: Er liebte mich ohne Grund, ohne besondere Ursache. Seine Liebe ist in ihm selbst begründet. Er liebte mich nicht wegen irgendetwas Liebenswertem an mir. Er liebte mich, weil er Liebe ist.

Am Kreuz erlebte ich diese Liebe Jesu zum ersten Mal, und sie hat seitdem nicht nachgelassen. Hier im Himmel begreife ich immer mehr, wie groß seine Liebe wirklich ist, und je mehr ich verstehe, desto größer wird meine Freude.

Ganz gleich, welche Art von Liebe du bisher erfahren hast oder ob sie dir vielleicht vorenthalten wurde – bei Jesus Christus gibt es Liebe für dich! Ich sah es mit eigenen Augen, als er für seine Feinde betete, und als er mir, dem Schuldigen, das Paradies versprach.

Aber das war nur der Anfang. Jetzt wandte Jesus sich seiner Mutter zu.

Die Menge war inzwischen müde geworden. Ihr anfänglicher Eifer war verflogen, und ihr Rufen verebbte. Der dramatische Effekt einer Kreuzigung hatte nachgelassen, die Leute hatten ihrem Hass Luft gemacht. Nach einigen Stunden berührte die Leute die grausame Wirklichkeit, die wir am Kreuz erlitten, nicht mehr, und sie gingen gleichgültig fort.

Auch die Soldaten waren unberührt von dem Geschehen – eine Kreuzigung war für sie nichts Neues. Sie beschäftigten sich nun damit, die wenigen Habseligkeiten der Gekreuzigten durchzusehen. Nicht, dass es dort viel zu holen gab – nur einige Kleidungsstücke, die sie in Stücke rissen und unter sich aufteilten.

Ein Kleidungsstück Jesu weckte ihr besonderes Interesse: ein nahtlos gewebtes Gewand, aus einem Stück gefertigt. Offensichtlich wollten sie es nicht zerreißen und vertrieben sich nun die Zeit mit einem Spiel. Der Gewinner sollte das Gewand bekommen.

Als sie das Gewand aufhoben, blickte Jesus mit großer Liebe und Zärtlichkeit auf seine Mutter herab. Vermutlich hatte sie das Gewand für ihn gewoben und es hatte für ihn einen großen Wert gehabt. Das Gewand war ein Zeichen der besonderen Liebe, die die Mutter für ihren Sohn hatte.

Bei all dem Tumult und dem Lärm der vergangenen Stunden hatte Jesus kaum gesprochen, nur zwei Sätze hatte er gesagt.

Einmal hatte er den Kopf gehoben, seinen Vater angesprochen und für seine Feinde gebeten: »Vater, vergib ihnen ...«

Dann hatte er mich angesprochen: »Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.«

Nun neigte er seinen Blick, holte trotz seiner Schmerzen noch einmal tief Luft und sagte: »*Frau, das ist dein Sohn!*«

Damit meinte er nicht sich selbst, sondern den Mann, der neben ihr stand. Das war Johannes, einer seiner Jünger, der später das vierte Evangelium schreiben würde.

Johannes war der einzige Jünger, der während der ganzen Kreuzigung bei Maria und den anderen Frauen, die ebenfalls bei Maria standen, geblieben war. Nun übertrug Jesus ihm die Verantwortung, für seine Mutter zu sorgen.

»*Frau, das ist dein Sohn!*«, sagte er zu Maria.

Und zu Johannes sagte er: »*Das ist nun deine Mutter!*« (Siehe Johannes 19,26-27.)

Dieser Ausdruck seiner Liebe berührte mich tief. Allen anderen Leuten an diesem Ort – der großen Menschenmenge, den Pharisäern, den Soldaten und dem

anderen Gekreuzigten – ging es nur um sich. Auch ich war ja zunächst nur mit mir selbst beschäftigt gewesen. Aber in dieses Höllenloch aus Leiden und Selbstsucht brachte Jesus Liebe hinein. Sie strömte von ihm aus zu seinen Feinden, zu mir – und nun zu seiner Mutter.

Der Tod eines Kindes ist ein unersetzlicher, schmerzlicher Verlust für eine Mutter. Eine trauernde Mutter hat vielleicht noch andere Söhne oder Töchter, doch keiner nimmt den Platz des Kindes ein, das sie verloren hat. Ganz gleich, wie gut Johannes sich um Maria kümmern mochte – er konnte Jesus niemals ersetzen.

Jesus war 33 Jahre lang Marias Sohn gewesen. Doch er war – und ist – auch der Sohn Gottes. Er war von einer Frau geboren worden und hatte einen menschlichen Körper angenommen, um unser Retter zu werden. Aber nun, als er am Kreuz hing und das Leben seinen Körper verließ, veränderte sich das Verhältnis zu seiner Mutter.

Maria stand unter dem Kreuz und weinte um ihren Sohn.

Und Jesus machte ihr mit seinen Worten klar, dass sie ab jetzt nicht mehr ihn als ihren Sohn betrachten solle, sondern nun Johannes diesen Platz in ihrem Leben einnehmen solle, *ihn* solle Maria nun als ihren Sohn betrachten.

Als wen sollte Maria dann aber *Jesus* betrachten? Als ihren Herrn und Retter.

Als der Engel ihr einst die Geburt Jesu angekündigt hatte, hatte sie gesagt: »Mein Geist freut sich über Gott, *meinen Retter!*« (siehe Lukas 1,47).

Maria hatte Gott als ihren Retter bezeichnet, und so rettete Gott sie: Jesus, Gottes Sohn, ging ans Kreuz und gab sein Leben hin, das er von Maria empfangen hatte. Sein Körper war zerbrochen, sein Blut vergossen. So starb Marias Sohn, und in seinem Tod wurde er ihr Retter.

Maria verlor einen unersetzlichen Sohn und gewann einen unvergleichlichen Retter. Ihr Gewinn war viel größer als ihr Verlust.

Sie verlor die Liebe ihres Sohnes, als er starb. Doch im selben Augenblick gewann sie die Liebe eines Retters, von dem der Tod sie niemals trennen würde.

Sie verlor den Sohn, der ihr auf der Erde so viel Freude bereitet hatte, aber sie gewann einen Retter, der ihr die unendlichen Freuden des Himmels bringen würde.

Maria kam nicht deshalb in den Himmel, weil Jesus ihr Sohn war – sondern weil sie an ihn glaubte.

Jesus hatte einmal gesagt: »Das Fleisch nützt gar nichts« (siehe Johannes 6,63). Und Marias größte Freude lag nicht darin, dass sie ihm das Leben *gegeben* hatte, sondern dass sie Leben von ihm *empfing*. Sie hatte ihm für eine kurze Zeit das Leben in einem menschlichen Körper gegeben. Aber das geistliche Leben, das sie von ihm erhielt, ist eines, das nie vergehen wird.

Warum habe ich mir die Zeit genommen, um dir auch diesen Teil der Geschichte zu erzählen?

Du hast inzwischen schon mitbekommen, welchen Hass ich in meinem Herzen hatte, wie ich Jesus am Kreuz verspottet hatte und welche Verbrechen ich begangen hatte. Ich stand am Rand der Gesellschaft, war der schlimmste aller Sünder. Aber Jesus wurde mein Retter, und durch ihn bin ich heute im Himmel.

Maria ist genau das Gegenteil von mir. Ich kann mir keine Frau vorstellen, die mehr Gottesfurcht hatte. Sie war geduldig, gütig, treu und aufrichtig – eine rechtschaffene Frau, von Gott gesegnet und selbst ein Segen für andere. Aber das brachte Maria nicht in den Himmel. Sie ist nicht deshalb hier, weil Jesus ihr Sohn war, sondern weil er ihr Retter ist.

Wenn *sie* schon Rettung bei Jesus suchte, dann muss das auch jeder andere tun, der denkt, er würde ein gutes Leben führen.

Das ist ja das Verrückte: Ich war so schlecht wie ein Mensch nur sein kann. Maria war so gut wie ein Mensch nur sein kann. Aber wir beide brauchten einen Retter. Wir kamen auf exakt demselben Weg in den Himmel – nämlich durch unseren Glauben an Jesus Christus.

Als Jesus sich an mich und später an Maria wandte, da nahm er sozusagen das Schlechteste und das Beste an, was die Menschheit hervorgebracht hatte, und versöhnte uns beide mit Gott, seinem Vater. Ganz gleich, ob du so bist wie Maria oder so bist wie ich – oder irgendwo dazwischen: Jesus Christus will dein Retter sein!

Zwei Irrtümer halten viele vom Himmel fern: entweder der Gedanke, man sei zu schlecht, um zu Gott zu kommen – oder die Annahme, man sei gut genug und brauche Gott nicht.

Ganz gleich, wie du dich einschätzt: Bitte lass weder das Schlechte noch das Gute in deinem Leben dich davon abhalten, Jesus als deinen Retter anzunehmen.

In diesen letzten Stunden am Kreuz schmolz der eiskalte Hass, der mein Herz erfüllt hatte, wie Schnee in der warmen Nachmittagssonne. Etwas tief in mir hatte sich verändert. Ich wusste: Jesus hatte mich neu gemacht.

Ein Herz voller Bitterkeit kannte plötzlich Mitgefühl. Ein Jesus gegenüber feindlich gesinnter Geist glaubte und vertraute Jesus nun. Mein bisher so eigensinniger Wille wollte jetzt nicht mehr dem eigenen Weg folgen, sondern wünschte nun nichts mehr, als Jesus zu ehren.

So etwas hatte ich noch nie erlebt. Meine Religion hatte versucht, mich von außen zu formen. »Tue dies

und das, dann bist du ein guter Mensch.« Aber das funktionierte nie. Ich kann nur sagen: Jesus selbst hatte durch seine Worte mein Herz verändert und mir Glauben an ihn geschenkt. Ich verstehe jetzt, warum Jesus diese innerliche Veränderung als »Wiedergeburt« bezeichnet: Ich war ein anderer Mensch geworden!

Da waren wir also, ein Verbrecher am Kreuz und eine heilige Frau, die unten stand – und beide Leben wurden durch Jesus für immer verändert.

Für Maria bedeutete das, dass sie zunächst auf der Erde weiterhin ein Leben für Jesus führen konnte. Doch für mich bedeutete das ein Leben mit Jesus im Himmel. Ich hoffte aus ganzem Herzen, dass diese Qualen am Kreuz bald ein Ende haben würden und Jesu Verheißung sich dann erfüllen würde.

Die Sonne stand hoch am Himmel, und der Arbeitstag der Soldaten war fast um. Bald würden sie uns die Beine brechen, damit wir uns zum Atmen nicht mehr aufrichten konnten und schneller sterben würden.

Ich hoffte, die Soldaten würden heute etwas früher Feierabend machen. Aber das sollte nicht sein. Stattdessen wartete ein neuer Schrecken auf mich – eine Prüfung, die meinen jungen Glauben an seine Grenzen bringen würde.

06:00 Uhr

09:00 Uhr

11:14 Uhr

11:15 Uhr

11:50 Uhr

12:00 Uhr

14:59 Uhr

15:00 Uhr

17:38 Uhr

Finsternis

Was in aller Welt war das gerade? War ich bewusstlos geworden?

Nein! Soeben noch hatte die Sonne auf uns niedergebrannt, und im nächsten Augenblick war es stockdunkel um uns herum. Das war nicht langsam passiert wie an einem stürmischen Tag, wenn schwere Wolken langsam den Himmel verdunkeln. Die Finsternis hatte uns verschluckt. Gerade noch hellicher Tag, dann undurchdringliche Nacht. Ich hatte noch nie in meinem Leben etwas so Furchterregendes erlebt.

Das war keine Sonnenfinsternis. Eine Sonnenfinsternis dauert nicht so lange. Es war, als hätte Gott das Licht ausgeknipst.

Aber warum?

Jetzt, wo ich im Himmel bin, kenne ich das ganze Bild und bin mit Ehrfurcht und Anbetung erfüllt. Aber damals, am Kreuz, erkannte ich nur Bruchstücke dessen, was in jenem Augenblick wirklich geschah.

Wie jeder gute jüdische Junge hatte auch ich die »Exodus-Geschichte« gelernt, wie Gott unser Volk aus der Sklaverei in Ägypten befreite. Man kann diese Geschichte im 2. Buch Mose in den Kapiteln 7 bis 12 nachlesen.

Gott hatte dem Pharao durch Mose befohlen: »Lass mein Volk ziehen!« Aber der Pharao hatte sich geweigert. Also schickte Gott ein Gericht über Ägypten und verwandelte das Wasser im Nil zu Blut.

Wieder sagte Gott durch Mose: »Lass mein Volk ziehen!« Aber der Pharao weigerte sich immer noch. Also sandte Gott eine zweite Plage, und die Geschichte ging immer so weiter: Gott sandte Plagen, und der Pharao verhärtete sein Herz.

Nach der achten Plage sagte Gott zu Mose: »Strecke deine Hand aus zum Himmel, damit eine *Finsternis* über das Land Ägypten komme, dass man die Finsternis greifen könne.« Mose tat, was Gott sagte – und drei Tage lang lag Ägypten in vollständiger Dunkelheit. (Siehe 2. Mose 10,21-23.)

Stell dir mal drei Tage in völliger Finsternis vor! Niemand ging zur Arbeit, niemand ging aus seinem Haus heraus, das ganze Land stand komplett still. Das konnte der Pharao nicht mehr ignorieren, und er gab nach. Er wollte das Volk ziehen lassen.

Doch dann änderte er seine Meinung schon wieder. Gott warnte ihn vor der letzten und schrecklichsten Plage – nämlich, dass Gottes Gericht jeden erstgeborenen Ägypter treffen würde.

Und um Mitternacht kam es dann auch wirklich so: In ganz Ägypten starben die Erstgeborenen.

Erst da ließ der Pharao, dessen Bosheit seinem eigenen Volk so viel Leid gebracht hatte, das Volk ziehen.

Diese Geschichte kannte jedes jüdische Kind. Und deshalb wusste ich: Gott hatte schon einmal das Licht ausgeknipst, und das war ein Zeichen seines Gerichts.

Und nun war ich am Kreuz und fand mich plötzlich in einer genauso greifbaren Dunkelheit wieder wie jene in Ägypten, von der ich als Kind gehört hatte!

Mein erster Gedanke war: Nun trifft Gottes Gericht die Soldaten – sie haben Jesus geschlagen und ans Kreuz genagelt. Oder die Menge – sie haben ihn verspottet. Oder die religiösen Führer – sie haben ihn verurteilt.

Aber nichts davon geschah. Keiner von ihnen starb. Diese Menschen gingen an jenem Tag dann später nach

Hause, schliefen in ihren Betten und wachten am nächsten Morgen wieder auf, wie immer.

Das Gericht Gottes traf jemand anderen – und heute weiß ich, wen: Jesus, der Sohn Gottes, der Erstgeborene, würde sterben. Jesus war von Gott zum Tod verurteilt.

Die Menschen hier waren sich sicher gewesen, das Richtige zu tun, als sie Jesus verurteilten. Nun sah es so aus, als würde Gott ihr Urteil bestätigen. Wenn sie recht hatten, dann hatte ich den größten Fehler meines Lebens begangen, als ich mein Vertrauen auf Jesus setzte.

Mein Kopf schwirrte vor lauter Fragen. Ich hatte gerade erst begonnen, zu glauben – hatte ich mich in allem geirrt? Hatte ich meine Hoffnung auf einen Mann gesetzt, den Gott verwarf?

Da drang ein furchtbarer Schrei durch die Dunkelheit: »*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?*« (Matthäus 27,46).

Ich fühlte, wie sich alles in mir zusammenzog, als diese Worte durch die unheimliche Dunkelheit hallten. War Jesus wirklich von Gott verlassen worden? Dieser Gedanke erschreckte mich zutiefst. Ich hatte ihm vertraut, und er hatte mir das Paradies versprochen. Aber wenn Gott *ihn* verlassen hatte, worauf konnte *ich* dann noch hoffen? Mein junger Glaube stand vor der Zerreißprobe.

Wenn du von Dunkelheit umgeben bist und die Zweifel auf dich einstürmen, dann halte dich daran fest, was du schon über Jesus weißt. Genau das tat ich in diesem Moment, und es half mir, durchzuhalten.

Das wenige, was ich über Jesus wusste, war genug. Mir war klar: Sein Leiden war absolut unfair. Deshalb hatte ich ja dem anderen Verbrecher gesagt: »Wir beide bekommen, was wir verdient haben, aber der da hat nichts Unrechtes getan.«

Immer wieder sagte ich es mir vor: »Er hat *nichts* Unrechtes getan.«

Warum sollte jemand, der nichts Unrechtes getan hatte, unter Gottes Fluch stehen?

Warum sollte jemand, der nichts Unrechtes getan hatte, einen so grausamen Tod am Kreuz sterben?

Nach dem jüdischen Gesetz wurde ein Schuldiger gesteinigt, aber das war nur der Anfang seiner Leiden. Wir glaubten, dass der Schuldige nach seinem Tod vor Gott stehen und in Gottes Gericht zur Verantwortung gezogen werden würde.

Um diese ernste Wahrheit zu verdeutlichen, hängte man die Leiche des zuvor Gesteinigten für den Rest des Tages an einen Baum, statt ihn sofort zu bestatten. Dieser Anblick erinnerte alle daran, dass es ein Gericht Gottes gab und dass der Schuldige nun vor Gott stand. Deswegen steht in unseren Schriften: »*Wer am Holz hängt,*

ist von Gott verflucht« (siehe 5. Mose 21,23). Und hier war ich nun mit Jesus – und hing an einem hölzernen Pfahl.

Die Angst vor diesem Fluch hatte mich überhaupt erst dazu gebracht, Jesus darum zu bitten, an mich zu denken. Mir, einem verurteilten Dieb, war völlig klar gewesen, dass ich nach dem Tod vor Gottes Gericht stehen würde. Aber Jesus hatte mir zu meiner Überraschung das Paradies versprochen.

Also was war mit *meinem* Urteil passiert?

Heute kenne ich die Antwort, aber sie wird immer erstaunlicher, je länger ich darüber nachdenke: Das Urteil, das *ich* eigentlich hätte tragen müssen, trug Jesus für mich.

Die Menge war sich so sicher gewesen, dass Jesus von Gott verflucht sei – und in gewisser Weise hatte sie recht. Er *stand* unter dem Fluch!

Aber nicht wegen seiner eigenen Schuld. Er hatte keine Sünde. Er stand unter dem Fluch für die Sünden anderer. Er ertrug mein Gericht, damit ich seinen Lohn – das Paradies – bekommen würde.

Die meiste Zeit meines Lebens hatte ich mich nicht für Gottes Wort interessiert, aber in meiner Kindheit hatte ich genug gelernt, um zu ahnen, was in der Dunkelheit geschah:

Jesus, der Erstgeborene, gab sein Leben. Er stellte sich unter den Fluch, der *mir* gegolten hätte.

So konnte auch diese Dunkelheit mir mein Vertrauen auf Jesus nicht nehmen.

Hier im Himmel ist die Wahrheit, die ich damals nur schwach erahnte, mir wunderbar klar geworden. Und wenn du verstehst, was am Kreuz geschah, wird Gottes Wort dir ebenso klar werden.

Gott sagt uns, was er in dieser Finsternis durch Jesus für uns tat:

- Christus ist für unsere Sünden gestorben, wie es die Schriften gesagt haben (siehe 1. Korinther 15,3).
- Mit seinem Körper hat er unsere Sünden auf das Holz hinaufgetragen (siehe 1. Petrus 2,24).
- Gott hat den, der ohne Sünde war, für uns zur Sünde gemacht, damit wir von Gott für gerecht erachtet werden, wenn wir auf Jesus vertrauen (siehe 2. Korinther 5,21).
- Gott warf unser aller Schuld auf ihn (siehe Jesaja 53,6).
- Man hat ihn durchbohrt wegen unserer Schuld, ihn wegen unserer Sünden gequält. Die Strafe lag auf ihm, damit wir Frieden hätten (siehe Jesaja 53,5).

Alle diese biblischen Aussagen – und viele weitere – bezeugen eine wunderbare Wahrheit, nämlich dass Gott einen Weg gefunden hat, Sünder wie dich und mich mit

sich zu versöhnen, indem er in Jesus Christus *zu uns* auf die Erde kam und *für uns* unsere Sünden trug.

Selbst hier im Himmel kann ich es kaum fassen, dass meine eigene Sünde auf Jesus gelegt wurde. All meine Schuld – jeder Diebstahl, jede Gotteslästerung, mein ganzes selbstsüchtiges Leben – wurde von meinen Schultern genommen und auf ihn gelegt. Er trug meine Sünden.

Und mehr noch: Er trug die Sünden aller Menschen, die eines Tages an ihn glauben würden – ihre ganze Schuld und ihr ganzes Urteil.

Die Last muss unvorstellbar groß gewesen sein. Nur Jesus war in der Lage, sie zu tragen. Deshalb wurde er durchbohrt und gequält – für Sünder wie dich und mich.

Ohne Jesus hätte ich meine Sünden mit in den Tod genommen und wäre dem lebendigen Gott im Gericht begegnet. Das Leid, das Menschen mir angetan hatten, wäre dann nur ein Vorgeschmack gewesen auf das, was ich durch Gottes Hand erlitten hätte.

Aber Jesus nahm meine Sünde mit in seinen Tod, damit ich sie nicht in meinen Tod tragen musste. Ich ertrug das Gerichtsurteil der Menschen, doch durch Jesus und das, was er in dieser Dunkelheit erlitt, blieb mir das Gericht Gottes erspart.

Dank Jesus bin ich heute im Himmel. Ich hoffe, dass du eines Tages auch dazustoßen wirst. Aber um mit mir

zusammen hier zu sein, musst du zuerst mit Jesus verbunden werden.

Der Glaube ist das Band dieser lebendigen Gemeinschaft mit Jesus. In dieser engen Verbundenheit mit ihm wird dir alles gehören, was Jesus gehört; und alles, was dir gehört, wird ihm gehören.

Für Jesus bedeutete die Ermöglichung seiner Verbindung mit dir, dass er in dieser furchtbaren Dunkelheit unsere Sünden und unseren Fluch tragen musste. Für dich würde eine Verbindung mit Jesus bedeuten: Deine Sünden wären dann vergeben, es gäbe dann keine Verurteilung, keine Verdammnis mehr für dich.

Deshalb lade ich dich ein: Glaube an den Herrn Jesus Christus. Er ist der Sohn Gottes. Er trug Sünden. Er rettet Sünder. Und er kann dies auch für dich tun.

Schiebe diese Entscheidung nicht vor dir her.

Manche sagen, ich hätte meine Entscheidung bis zum letzten Moment aufgeschoben. Aber das ist nicht wahr. Ich glaubte bei meiner ersten Gelegenheit. Das solltest auch *du* tun. Vertraue dich jetzt Jesus an.

Ich streckte mich nach Jesus aus und bat ihn, an mich zu denken, als er mir nahe war. Er ist dir jetzt nahe, während du meine Geschichte liest. Bitte ihn, dich zu retten. Vertraue ihm, dass er es tun wird. Er ist dazu bereit, er ist willig, er ist dazu fähig. Und wenn du zu ihm kommst, wird er dich niemals zurückweisen.

06:00 Uhr

09:00 Uhr

11:14 Uhr

11:15 Uhr

11:50 Uhr

12:00 Uhr

14:59 Uhr

15:00 Uhr

17:38 Uhr

Todeskampf

Jesus zu glauben, ihm zu vertrauen, bedeutet nicht, ein Leben ohne Leid zu bekommen. Das hat er nie versprochen. Jesus hat den Himmel versprochen, er hat Vergebung versprochen. Er hat Kraft versprochen, das Leid zu ertragen, das uns trifft. Und er hält, was er verspricht.

Manche Leute denken, wenn man Jesus vertraut, dann nimmt er das Leid aus dem Leben fort. Für mich jedenfalls tat er das nicht! Nachdem ich zum Glauben an ihn gekommen war, brannten die Schmerzen in meinem Körper genauso wie zuvor.

Mit jeder Stunde, die verging, wurden die Schmerzen schlimmer. Unter dem Gewicht meines Körpers dehnten sich die Wunden in meinen Händen und

Füßen. Es fühlte sich an, als würde mein Körper auseinanderreißen. Das Fieber brannte wie Feuer in meinen Adern, mein Mund wurde trocken, und die Zunge klebte am Gaumen.

Jesus ging es nicht anders als mir. »*Ich habe Durst!*«, rief er (siehe Johannes 19,28).

Die römischen Soldaten waren grausame Barbaren, aber manchmal boten sie ihren Opfern vor der Kreuzigung ein leicht betäubendes Getränk an, Wein vermischt mit Galle. Am Morgen hatten sie auch Jesus davon angeboten. Aber Jesus hatte es abgelehnt.

Jeder mitfühlende Mensch hätte ihm gesagt: »Trink! Nimm das Mittel! Betäube deine Sinne, die gleich so einen furchtbaren Schmerz ertragen müssen!«

Aber er nahm es nicht an. Warum?

Zu jenem Zeitpunkt hielt ich ihn für vollkommen verrückt und verachtete ihn dafür.

Aber als ich ihn später bat, an mich zu denken, war ich dankbar, dass seine Sinne klar waren – nicht benommen, nicht betäubt, nicht benebelt. Jesus war bei vollem Bewusstsein, und deshalb war er bereit und fähig, mich zu retten, für seine Feinde zu beten und seine Mutter zu trösten.

Als Mensch hatte Jesus ein Nervensystem genau wie du und ich. Die körperlichen Qualen der Kreuzigung waren für ihn nicht geringer als für mich.

Doch seine Leiden gingen weit über das hinaus, was ich durchlitt. Für ihn gab es nicht nur die körperliche Qual.

Wer schon einmal geliebt hat, weiß: Je enger die Beziehung, desto mehr schmerzt die Trennung. Eine flüchtige Bekanntschaft kann man leichter loslassen. Aber da, wo man eine Beziehung verliert, die über eine lange Zeit gewachsen ist und wo es eine tiefe, intime Bindung gab, da blutet das Herz.

Denk einmal an die Beziehung, die Jesus zu seinem Vater hatte.

Noch bevor die Welt erschaffen wurde, lebte Gott der Sohn in vollkommener Liebe und Gemeinschaft mit Gott dem Vater. Jesus war eins mit dem Vater, er teilte sein Leben und war an allem beteiligt, was der Vater tat.

Und während seiner Zeit auf der Erde blieb diese Liebe zwischen Jesus und seinem Vater bestehen.

Als Jesus getauft wurde, sprach der Vater aus dem Himmel: »Das ist mein *geliebter* Sohn« (siehe Matthäus 3,17). Und ein andermal sagte Jesus selbst: »*Darum liebt mich mein Vater, weil ich mein Leben hergebe*« (siehe Johannes 10,17).

Auch als er schon ans Kreuz genagelt war, hatte Jesus ganz bewusst Gemeinschaft mit seinem Vater und

bat ihn für seine Feinde: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!« (Lukas 23,34).

Aber als unsere Sünden auf ihm lagen, war er in der Finsternis allein. Auf ihm lastete die stinkende Schuld der ganzen Welt, und er ertrug das Gericht, das wir verdient hatten.

Jesus hatte sich immer an der Liebe seines Vaters erfreuen dürfen. Er hatte gewusst, dass sein Vater ihn mit Wohlgefallen betrachtete. Nun war all das weit weg. Für Jesus gab es nun keinen Trost von Gott.

In der Stunde seiner größten Not war Jesus allein.

Von Gott getrennt, von seinem Volk verworfen, von seinen Freunden verlassen, hing er ausgestreckt an einem Kreuz zwischen Himmel und Erde – von beiden Seiten abgelehnt.

Aus dieser tiefsten Finsternis heraus rief er: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (Matthäus 27,46).

All meine Schmerzen waren nichts im Vergleich dazu, was es für Jesus bedeutete, von Gott getrennt zu sein.

Am Kreuz erlebte Jesus sozusagen die Hölle.

Viele halten die Hölle für einen Mythos und benutzen das Wort nur als Beschreibung für etwas sehr Schlimmes. Aber lass mich dir sagen: Sie ist sehr real!

Die Hölle hat sechs Dimensionen – und Jesus erlebte sie alle am Kreuz:

- Bei vollem Bewusstsein erlitt er große Pein.
- Er war in pechschwarzer Finsternis.
- Er war umgeben von dämonischen Mächten.
- Er trug die Last der Sünde.
- Er stand unter Gottes Gericht.
- Er war getrennt von Gott und dessen Liebe.

Das ist Hölle.

Ich musste die Schmerzen der Kreuzigung ertragen, aber die Qualen der Hölle blieben mir erspart. Jesus ertrug sie für mich, damit ich sie niemals erleben müsste. Je mehr ich versuche, das zu verstehen, desto unfassbarer wird es.

Wenn du Jesus vertraust, so wie ich es tat, wird dein Glaube auf die Probe gestellt werden. Du wirst Schmerzen erleben, und in deinem Leid wirst du fragen: »Warum?«

Früher oder später hast du vielleicht ein Erlebnis, das dich an den Rand deiner Kräfte bringt. Wenn das passiert, musst du wissen: Jesus war schon vor dir an diesem Ort, und er bleibt bei dir.

Ist dein Körper von Schmerzen gequält? Jesus erlebte dies. Am Kreuz erlebte er die reinste Folter.

Wirst du ungerecht behandelt? Jesus erlebte dies.

Falsche Zeugen haben gegen ihn ausgesagt. Er wurde unschuldig verurteilt.

Hast du Missbrauch erlebt? Jesus erlebte dies. Er wurde verbal missbraucht, als die Menge höhnte, spottete und stichelte. Er wurde körperlich missbraucht, als die Soldaten ihn auspeitschten und schlugen.

Wurdest du verlassen, im Stich gelassen, betrogen? Jesus erlebte dies. Er wurde von einem seiner engsten Freunde verraten. Ein anderer verleugnete ihn, und der Rest floh, als er verhaftet wurde.

Und hat es sich schon einmal so angefühlt, als würde es in deinem Leben nie wieder hell? Jesus erlebte dies. Am Kreuz herrschte schwärzeste Finsternis.

Wenn Leid in *dein* Leben kommt, zweifelst du vielleicht an Gottes Liebe. Aber miss Gottes Liebe nicht an deinen Umständen. Miss sie daran, was Jesus durchgemacht hat.

Was muss es Gott gekostet haben, seinen geliebten Sohn der Hölle am Kreuz auszusetzen? Stell dir das einmal vor. Was muss es für den heiligen Sohn Gottes bedeutet haben, die Sünden der ganzen Welt zu tragen und von Gottes Gegenwart verstoßen zu werden?

All das geschah *für dich*. Jesus trug die Sünden *für dich*. Er ertrug die Hölle *für dich*, und das Ausmaß seines Leidens ist der Maßstab für seine Liebe zu dir.

Jetzt, wo ich im Himmel bin, weiß ich, dass Gott der Vater selbst in der dunkelsten Stunde nicht aufgehört hat, seinen Sohn zu lieben.

Jesus hatte gesagt: »*Darum* liebt mich mein Vater, weil ich mein Leben hergebe« (siehe Johannes 10,17). Wenn der Vater seinen Sohn dafür liebte, warum sollte er ihm dann seine Liebe entziehen, während Jesus genau dies tat?

Der Vater hat seinen Sohn immer geliebt, und er wird es immer tun. Aber in dieser Finsternis konnte Jesus diese Liebe nicht mehr spüren.

Es können auch in deinem Leben Zeiten kommen, in denen die Finsternis, der du begegnest, so groß ist, dass du die Liebe Gottes des Vaters nicht mehr spüren kannst.

Doch in der Finsternis rief Jesus aus: »*Mein* Gott, *mein* Gott, warum hast du mich verlassen?« Er konnte die Liebe des Vaters nicht spüren, doch auch in dieser furchtbaren Finsternis war Gott immer noch *sein* Gott.

Auch in deinem Leben kann eine Zeit kommen, in der die Dunkelheit dich so überwältigt, dass du Gottes Liebe nicht spüren kannst.

Dann erinnere dich daran: Glaube beruht nicht auf Gefühlen – sondern darauf, dass Gott treu ist und seine Versprechen hält.

Ich lernte diese Wahrheit nur wenige Stunden nachdem ich gläubig geworden war. Als ich von völli-

ger Dunkelheit umgeben war, blieb mir nur Jesu Versprechen: »Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.«

Der Himmel hätte sich nicht weiter weg anfühlen können, als ich mich nur wenige Meter von Jesus entfernt in meinen Schmerzen wand. Aber in dieser finsternen Stunde war Jesus bei mir, und er hat jedes Wort gehalten, das er versprochen hat.

Wenn sich dir die unbeantwortbare Frage »Warum?« stellt, sagt Jesus dir: »Ich war schon hier, und auch in der Finsternis bin ich noch *dein* Gott.«

Mit anzusehen, wie Jesus litt und in seinen Schmerzen schrie, beeindruckte mich tief.

Von Kindheit an hatte ich gehört, dass Gott uns seine Gebote gegeben hat, um uns zu zeigen, wie sündig wir sind. Das ist nicht falsch. Und doch erkannte ich nicht durch das Lesen der Zehn Gebote, wie hässlich meine Sünden wirklich waren, sondern durch meine Nähe zu Jesus am Kreuz.

Ich fing an zu verstehen, dass meine Sünde sehr schwer wiegen musste, wenn sie ihm so viel Leid brachte.

Am Kreuz lernte ich, meine Sünde zu hassen.

Als ich sah, was sie Jesus antat, wurde sie mir zu einer Last. Die rebellischen, eigenwilligen Gedanken, die

mir einst süß schienen, schmeckten nun bitter. Alles, was ich begehrt und ersehnt hatte, mein Hass und mein Unglaube gegenüber Gott – all das erschien mir nun hässlich und abstoßend.

Sein Schmerzensschrei ging mir durch und durch. Wenn er wegen meiner Sünden von Gott verlassen wurde, welche Sünde sollte ich dann nicht für ihn aufgeben? Ich wollte nichts lieber, als jede einzelne Sünde loszuwerden, die in meinem Leben Fuß gefasst hatte.

Ich wünschte mir Heiligkeit. Ich wollte mit jener Liebe erfüllt sein, die ich in Jesu Augen gesehen hatte. Ich wollte ein Leben führen, das ihm gefällt.

Dafür blieben mir nur wenige Stunden. Ich hoffe, du hast mehr Zeit.

06:00 Uhr

09:00 Uhr

11:14 Uhr

11:15 Uhr

11:50 Uhr

12:00 Uhr

14:59 Uhr

15:00 Uhr

17:38 Uhr

Triumph

Seine Stimme durchschneidet die Stille wie der Stoß einer Posaune. »*Es ist vollbracht! Vater, in deine Hände übergebe ich meinen Geist*« (siehe Johannes 19,30; Lukas 23,46). So ist noch niemand gestorben.

Hast du je davon gehört, dass jemand seine *letzten* Worte *laut* hinausschreit?

Normalerweise wird die Stimme eines Sterbenden immer schwächer und dünner – bis sie am Ende nur noch ein Flüstern ist und dann verstummt. Niemand ruft seine letzten Worte mit voller Kraft. Aber Jesus tat es.

Für Jesus war der Tod keine Niederlage, sondern ein Triumph. Er hatte die Kontrolle über die Situation nicht verloren. Er hatte das vollendet, wozu er gekommen war, und nun *gab* er sich selbst in den Tod.

Dann brach sozusagen die Hölle los.

Die Erde unter mir begann zu beben und ließ den Balken, an dem ich hing, heftig schwanken. Die Schmerzen waren unerträglich.

In der Menge, deren Spott in der Finsternis verstummt war, brach bestürzte Panik aus. Schreie drangen durch die Luft, während die Erschütterungen durch die Stadt jagten. Risse taten sich im Boden auf.

War das das Ende?

Ich wusste, dass meine eigene Zeit fast abgelaufen war. Aber war nun auch die Zeit der gesamten Menschheit vorbei?

Wir hatten gerade den Sohn Gottes gekreuzigt! Es war klar: Gottes Gericht musste kommen. Ich schloss die Augen, hielt den Atem an und versuchte, mich auf das gefasst zu machen, was als Nächstes geschehen würde.

Heute weiß ich, dass Gott an diesem Tag tatsächlich Gericht hielt – doch es kam nicht über die Soldaten, die ihn kreuzigten, und nicht auf die Menge, die ihn verspottete, auch nicht auf die Jünger, die ihn im Stich gelassen hatten.

Gottes Gericht fiel auf den Sohn Gottes.

Wenn du an jenem Tag dort gewesen wärst und alles mit eigenen Augen gesehen hättest, wärst du bestimmt nicht darauf gekommen. Aber eine Sache war allen klar:

Gott setzte ein Ausrufezeichen hinter den Tod seines Sohnes.

Mit dem, was danach geschah, hätte ich niemals gerechnet. Der Hauptmann, der unsere Hinrichtungen überwachte, starrte zu Jesu lebloser Gestalt hinauf und sagte: »*Dieser Mann war wirklich Gottes Sohn!*« (siehe Matthäus 27,54).

Die Soldaten, die noch vor wenigen Stunden um Jesu Gewand gewürfelt hatten, sahen einander nun erschrocken und angsterfüllt an. *Was haben wir nur getan?*

Ich fühlte mich seltsam getröstet. Der Hauptmann, der mein Todesurteil vollstreckt hatte, teilte nun meinen Glauben.

In diesen unwirklichen Momenten nach dem Beben zog die Menge sich in die Schatten zurück. Die Menschen waren verängstigt und verwirrt. *Was war gerade passiert?*

Dann, so plötzlich, wie die Finsternis über uns gekommen war, verschwand sie wieder.

Jesu lebloser Körper hing nur wenige Schritte von mir entfernt in der Stille, die nun eingekehrt war. Ich hatte alles auf ihn gesetzt, und jetzt war er fort. Ich fühlte mich nun völlig allein.

Ich war davon ausgegangen, dass ich zuerst sterben würde – dass er mich vorausgehen lassen würde. Ich wäre niemals auf die Idee gekommen, dass er vor mir sterben könnte.

Unmittelbar vor seinem Tod hatte Jesus gesagt: »*Es ist vollbracht!*«

War ich jemals in der Lage gewesen, so etwas zu sagen? In meinem Leben gab es so viele offene Baustellen. Nichts hatte ich zu Ende gebracht.

Meine Mutter hatte unermüdlich darum gerungen, gottgefällig zu leben. Aber trotzdem wurde sie ständig von dem nagenden Gefühl geplagt, dass es *nicht reichte*. Sie kam kaum zur Ruhe, weil es immer noch mehr gab, was getan werden konnte und gefordert wurde. Nichts war genug.

Sie sagte oft: »Für die Gottlosen gibt es keine Ruhe.« Natürlich stimmte das – ich wusste, dass sie recht hatte. Aber soweit ich sehen konnte, konnten auch die Gerechten sich nur wenig Ruhe leisten.

»*Es ist vollbracht!*« Das war ein Satz, den weder meine Mutter noch ich jemals ausgesprochen hätten. Aber Jesus tat es – mit einem Schrei des Triumphs. Was er zu tun gekommen war, war nun getan.

Doch was genau war vollbracht? Was hatte er erreicht?

Offensichtlich war Jesu irdisches Leben vollbracht – beendet. Kaum dass er diese Worte ausgesprochen hatte, gab er seinen Geist in die Hände des Vaters – und starb.

Dass er ein gutes Leben gelebt hatte, das war klar. Schon damals am Kreuz wusste ich, dass er ein gerechter Mann war und dass er zu Unrecht litt. Deshalb hatte ich auch gesagt: »*Dieser Mann hat nichts Unrechtes getan.*«

Hier nun bei ihm im Himmel sehe ich klarer denn je, dass Jesus alles getan hat, was Gott von dir und mir fordert.

Er hielt alle Gebote. Er liebte Gott von ganzem Herzen und seinen Nächsten wie sich selbst. Dies machte all sein Handeln aus – darin war er beständig, zu einhundert Prozent, ohne den Schatten eines Kompromisses. Sein Leben war ein ununterbrochener Strom aus Liebe und Treue und freudiger Hingabe an Gott.

Von einem solchen Leben war ich meilenweit entfernt.

Diebe lieben sich selbst mehr als ihre Nächsten – darum stehlen sie. Und was die Liebe zu Gott angeht – das war für mich sozusagen ein Fremdwort! Sie war mir nie wichtig genug.

Und das war auch der Grund, warum ich am letzten Tag meines Lebens begann, Gott zu fürchten. Mir war bewusst, dass ich seine Gebote nicht gehalten hatte. Ich wusste, dass ich nicht einmal annähernd gerecht war.

Was bleibt da noch übrig?

Du hast nicht getan, was Gott von dir fordert. Deine größte Anstrengung ist nicht genug. Du hast kläglich darin versagt, seine Gebote zu halten – und deine Vergangenheit kommt nicht mehr zurück, um es wiedergutmachen zu können.

All das war mir am Kreuz schmerzlich bewusst. Mit jeder Stunde rückte mein Abschied aus dieser Welt näher, und ich konnte nichts dagegen tun.

Aber dann entdeckte ich zu meiner großen Freude: Gottes Sohn wurde Mensch, um das gute Leben zu leben, an dem ich komplett gescheitert war. Er hat vollendet, was ich kaum beginnen konnte. Jesus war und ist alles, was Gott von *mir* gefordert hatte.

Als ich mein Leben Jesus anvertraute, machte Gott mich eins mit ihm. Alles, was ich mitbrachte, legte Gott auf Jesus, und alles, was Jesus war, rechnete Gott mir an.

Für Jesus bedeutete das, dass er in der Finsternis meine Sünde zu tragen hatte. Meine Sünde wurde ihm auferlegt, und er trug sie, als wäre sie seine eigene Schuld.

Für mich bedeutete das: Gott sah mich nun als gerecht an.

Es war, als wäre meine beschmutzte Seele mit dem reinen Leben Jesu bedeckt worden, sodass ich mit derselben Zuversicht vor Gott stehen konnte, die Jesus selbst zusteht.

Und wenn das alles wäre, was Jesus für mich getan hat, so wäre das wunderbar genug. Doch Jesus tat mehr. Er hatte ein perfektes Leben geführt, und dann gab er es als Opfer hin.

Über Opfer wusste ich Bescheid.

Jedes Jahr wurde ein makellooses Lamm geopfert, um an das Passah zu erinnern, als Gott sein Volk in Ägypten vor dem bevorstehenden Gericht bewahrte.

Das gehörte fest zu unserer Kultur. Jeder wusste, dass man ein Opfer brauchte und dass ein Priester es darbringen musste.

Jesus war beides: Priester *und* Opfer zugleich.

Als Opfer ertrug Jesus die Leiden still und geduldig. Er hielt seine göttliche Macht bewusst zurück und ertrug die Schmerzen. Er unterwarf sich Gottes Gericht und seiner Strafe. Er erlebte, wie Gott ihn verließ, und stellte sich den Höllenqualen.

Der Zorn Gottes, den ich verdient hatte, entlud sich auf ihn. Für mich traf ihn die volle Wucht der Hölle. Es ist vollbracht!

Jesus war auch der Priester, der das Opfer darbrachte. Sein Leben wurde ihm nicht genommen – er selbst *gab* es. Für Sünder wie mich brachte er sich selbst Gott dar – als ein vollkommenes Opfer von unendlichem Wert.

Als das Opfer vollendet war, rief er triumphierend:
»*Es ist vollbracht!*«

Heute weiß ich, warum er im Augenblick des Todes mit einer so starken Stimme sprechen konnte: Jesus starb nicht als Opfer, sondern als siegreicher Krieger.

Ohne Jesus wäre ich heute noch in einem endlosen, aussichtslosen Krieg mit Gott. Ich wäre immer noch wütend auf ihn. Ich wäre immer noch davon überzeugt, dass er mir ein besseres Leben und eine bessere Ewigkeit schuldet.

Ich hätte meine bittere, zwecklose Rebellion gegen Gott immer weitergeführt. Ich hätte versucht, mit meinem kleinen Holzsword gegen den Allmächtigen anzutreten.

Lächerlich, nicht wahr? Diesen Kampf gegen Gott hätte ich niemals gewonnen.

Auch du brauchst ihn nicht kämpfen. Du brauchst keine Sekunde länger im Streit mit Gott verbringen. Du kannst dein Schwert jetzt niederlegen. Du kannst ausruhen.

Du hättest den Kampf nie gewonnen, und jetzt brauchst du es auch nicht mehr. Jesus gab sein Leben, damit du wahren Frieden mit Gott haben kannst – für alle Ewigkeit.

06:00 Uhr

09:00 Uhr

11:14 Uhr

11:15 Uhr

11:50 Uhr

12:00 Uhr

14:59 Uhr

15:00 Uhr

17:38 Uhr

Sicherheit

Der leblose Körper Jesu hing noch immer am Kreuz neben mir.

Der andere Gekreuzigte hatte seine Kräfte völlig aufgebraucht. Er atmete noch, aber war nun still geworden.

Wo war Jesus hingegangen?

Er hatte zu mir gesagt: *»Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.«*

»Heute« – also noch vor Sonnenuntergang. *»Mit mir«* – also würde er selbst dort sein. Ich glaubte ihm, und deshalb hatte ich keinen Zweifel: Jesus war bereits im Himmel. Er war mir vorausgegangen.

Als Jesus starb, hatte er gesagt: *»Vater, in deine Hände übergebe ich meinen Geist.«* Jesus wusste genau, wohin er ging. Sein Körper blieb am Kreuz, bis jemand ihn herab-

nehmen und in ein Grab legen würde. Aber sein Geist ging sofort in die Gegenwart seines Vaters im Himmel.

Im Augenblick seines Todes ging Jesus von der körperlichen Qual in die bewusste Freude des himmlischen Lebens über. Und er hatte mir dieselbe Zukunft versprochen!

Allen war klar, dass mein Körper am Ende des Tages auf dem Müllhaufen vor der Stadt landen würde. Als Jesus sagte, ich würde bei ihm sein, meinte er aber nicht meinen Körper, sondern meine Seele. Er sagte mir, dass meine Seele – egal, was aus meinem Körper werden würde – eine Zukunft bei ihm hatte und dass ich, so wie er, in den Armen seines Vaters sicher sein würde.

Deine Seele ist wichtiger als dein Körper, denn sie macht dein Wesen aus – wer du bist. Dein Körper ist das Werkzeug, durch das du die Welt berührst und erlebst, aber du bist mehr als Arme und Beine, Gehirn und Herz. Dein Denken und Fühlen, dein Begehren, deine Erinnerungen, dein Hoffen und dein Entscheiden – all das liegt in deiner Seele.

Dein irdisches Leben begann, als Gott deinen Körper und deine Seele vereinte. Dein irdisches Leben endet, wenn Gott deinen Körper und deine Seele wieder voneinander trennt. Ohne die Seele wird dein Körper zu einer Leiche, aber deine Seele lebt weiter. Du lebst weiter. Deine Seele stirbt nicht.

Eine Kreuzigung bedeutet einen langen und langsamen Tod. Wenn es nach den Römern gegangen wäre, hätte ich noch tagelang in meinen Qualen dort hängen können. Aber ein altes Gesetz unseres Volkes gab mir einen Funken Hoffnung: *Keine Leiche durfte über Nacht an einem Baum hängen bleiben.*

Die Römer interessierten sich nicht für unsere Gesetze, aber sehr wohl für die öffentliche Ordnung. Sie wollten Ruhe und Stabilität – und das bedeutete, gelegentlich etwas Rücksicht auf die Traditionen unseres Volkes nehmen zu müssen. Außerdem war der kommende Tag ein Sabbat, und zwar nicht irgendeiner: Es war der erste Tag eines großen Festes.

Die Zeit zog sich endlos in die Länge. Dann plötzlich – eine Bewegung! Jemand kam aus der Stadt.

Die Soldaten standen sofort stramm. Neue Befehle wurden gegeben: »Tötet die Verbrecher. Begrabt die Leichen. Entfernt die Kreuze, damit die Leute ihr dummes Fest feiern können.«

So wandten die Soldaten sich um und kamen zielstrebig auf mich zu, mit Knüppeln in der Hand. Ein Schlag auf den Kopf hätte mich sofort getötet. Den Soldaten wäre es ein Leichtes gewesen, meine Leiden zu verkürzen. Aber ihnen ging es nicht darum, mir Barm-

herzigkeit zu erweisen. Statt auf meinen Kopf zielten sie auf meine Beine.

Ich schrie auf, als der erste Schlag gegen meine Knie krachte. Dann der zweite, dann der dritte Schlag. Mein Körper sackte zusammen und hing nur noch an meinen Händen. Ich konnte mich nicht mehr aufstützen. Un-erträglicher Schmerz fuhr durch meine Hände.

Ohne meine Beine konnte ich meinen Körper nicht mehr hochdrücken, um zu atmen. *Noch ein paar Minuten ...*

Dann gingen sie zu dem Mann auf der anderen Seite Jesu und brachen auch ihm die Beine.

»Jetzt der hier«, sagte einer der Soldaten, als sie zu Jesus traten.

»Er ist schon tot.«

»Bist du dir sicher? Wir müssen jeden Zweifel ausschließen.«

Ein Soldat holte aus, rammte seinen Speer mit voller Kraft in Jesu Seite und riss eine große Wunde auf. Eine große Blutlache bildete sich auf dem Boden.

Das war das Letzte, was ich auf Erden sah.

Manchmal habe ich mich gefragt, wie es sich wohl anfühlen würde, wenn die Seele den Körper verlässt. Wird sie herausgeschleudert wie ein bebender Schattengeist

und irrt dann verloren und einsam in der weiten, endlosen Finsternis herum? ... Dieser Gedanke versetzte mich in Angst und Schrecken.

Doch die Wirklichkeit war völlig anders. Mir war, als würde ich in Lichtgeschwindigkeit durch einen Tunnel gleiten. Der Augenblick, in dem meine Seele sich von meinem Körper löste, war süß. Nach langen Stunden des Schmerzes schloss ich die Augen – und war frei.

Und als es geschah, wusste ich: Ich war nicht allein. Ich wurde begleitet und getragen. Ich wurde aufgenommen – und von Jesus selbst empfangen.

Der Tod ist ein dunkler Ort. Aber Jesus war schon vor mir dort gewesen, und er hatte diesen Ort sicher gemacht. Seit ich hier bin, habe ich Millionen von Menschen gesehen, die wohlbehalten hindurchgegangen sind – dank ihm!

Wenn du wissen willst, wie der Himmel ist, wirst du warten müssen, bis du selbst hier ankommst. Alles, was ich sagen kann, ist: Die Freude übersteigt alles, was du je gekannt hast. Nimm deinen glücklichsten Moment auf Erden – dieses Glück mal eine Million und ohne Ende in Sicht, das bringt dich zumindest schon mal in die richtige Richtung.

Der Himmel ist besser als alles, was du dir vorstellen kannst.

Das also ist meine Geschichte. *Wie ich in den Himmel kam.* Und ich erzähle sie dir, damit auch du den Weg in den Himmel findest.

Niemand kommt automatisch hierher.

Jesus bringt dich hinein. Der Himmel ist *sein* Zuhause. *Er* hat den Schlüssel. *Er* öffnet die Tür – und wenn du *ihm* gehörst, gehört der Himmel auch *dir*.

Der Himmel ist keine Belohnung für ein gutes Leben. Ich führte kein gutes Leben – und trotzdem bin ich hier!

Du kannst dir den Himmel auch nicht durch besondere Religiosität oder Frömmigkeit verdienen. Ich gehörte nie zu einer christlichen Kirche oder Gemeinde. Ich wurde nie getauft. Ich empfang nie Brot und Wein im Abendmahl.

Nichts davon war einem gekreuzigten Mann noch möglich. Und doch sagte Jesus zu *mir*: »*Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.*«

Und er hielt sein Wort.

Meine Geschichte beweist: Ob du in den Himmel kommst, hängt allein von Jesus ab – und *nur* von ihm. Er ist es, der dich hineinbringt. Er öffnet denen die Tür, die seinem Wort glauben und sich ihm anvertrauen.

Das ist das, was ich tat – und du kannst es ebenfalls tun.

Denk an das, was ich tat.

Ich bekannte Jesus meine Schuld.

Ich habe mich der Wahrheit gestellt, dass ich durch und durch sündig war und dass ich keinen Grund gehabt hätte, mich zu beklagen, wenn der Tod mich in die Hölle gebracht hätte.

Vielleicht denkst du jetzt: *Ich bin ja nicht so schlimm wie der Verbrecher am Kreuz.* Das mag stimmen. Aber deine Not ist genauso groß wie meine.

Denk an meine Mutter. Sie war eine disziplinierte, freundliche, tugendhafte Frau. Aber tief in ihrem Herzen spürte sie, dass ihre Arbeit nie vollendet war. Nie konnte sie sagen: »Es ist vollbracht!« Nur Jesus konnte alles erfüllen, was Gott von ihm verlangte. Niemand sonst.

Daher lehne bitte meine Worte nicht ab, nur weil du besser bist als ich. Gott vergleicht uns nicht miteinander. Am Ende stehen wir alle gleich da: Wir werden seinem hohen Anspruch nicht gerecht.

Ob du bist wie ich oder wie meine Mutter oder irgendwo dazwischen: Du brauchst Jesus. Und der richtige Moment, dies zuzugeben, ist jetzt.

Bekenne ihm, dass deine Sünden unzählbar sind. Bekenne ihm, dass du versucht hast, dein eigenes Leben zu leben – ohne ihn. Bekenne ihm, dass du versucht hast, deinen eigenen Weg in den Himmel zu finden – ohne ihn.

Sag ihm, dass du diese Versuche beendet hast. Sag ihm, dass du bereit bist, ihm zu folgen, ihm zu gehorchen, ihm zu vertrauen, ihn zu lieben und ihm zu dienen – mit der Kraft, die er dir schenkt.

Dann bitte ihn, dich zu retten. Genau das tat ich. Ich bat ihn darum.

Ich sagte: »Jesus, denk an mich, wenn du in dein Reich kommst.«

Du darfst voller Zuversicht bitten.

Gottes Liebe zu dir ist so groß, dass er seinen Sohn hingab. Du kannst dir sicher sein: Wenn du Jesus bittest, dir zu vergeben und dich zu retten, wird er dich nicht abweisen. Nicht heute, nicht morgen – niemals!

Daher bitte ihn jetzt, Herr und Retter deines Lebens zu werden. Bitte ihn um Vergebung für deine Sünden. Bitte ihn um Frieden mit Gott. Bitte ihn um die Kraft von Gottes Geist, damit du so leben kannst, wie es Gott gefällt.

Und wenn du ihn bittest, dann vertraue ihm, denn die Grundlage für dein Bitten ist der Glaube an Jesus und an seine Versprechen. Vertraue ihm, dass er das, was er zugesagt hat, auch halten wird.

Ich bat ihn am letzten Tag meines irdischen Lebens – und Jesus öffnete mir die Tür in den Himmel.

Sag nicht: »Für mich ist es zu spät.« Es ist nicht zu spät. Du kannst heute an Jesus glauben. Du kannst heute gerettet werden.

Bitte schiebe es nicht auf bis zum letzten Tag deines Lebens. Gott spricht *jetzt* zu dir. *Jetzt* streckt er dir in Liebe und Barmherzigkeit seine Hand entgegen. Er ist bereit, dich zu retten.

Mit deiner Bitte und deinem Vertrauen fängt ein neues Abenteuer an.

Meins dauerte nur wenige Stunden.

Ganz gleich, ob du nur wenige Stunden oder Tage, Monate, Jahre oder Jahrzehnte noch vor dir hast: Jesus macht dein Leben neu.

Erwarte nicht, dass es leicht wird. Dein Glaube wird geprüft werden – so wie meiner. Es wird dunkle Tage geben – Zeiten, in denen Gott dir fern erscheint. Es wird vielleicht große körperliche Schmerzen oder eine große seelische Not in deinem Leben geben. Aber Gottes Gegenwart wird bei dir bleiben, und seine Kraft wird dich tragen.

Mein Glaube wurde geprüft – vom ersten bis zum letzten Moment. Als meine Zeit zu sterben näher kam, war mir, als würden meine schlimmsten Sünden über mich hereinbrechen.

Meine Sünden kamen mir unheimlich lebendig und real vor. Und es waren so viele. Ich fühlte mich, als würde ich in ihnen ertrinken, als würden sie mich überwältigen und für immer verdammen.

Alles, was ich tun konnte, war, mich an Jesu Zusage zu klammern: »*Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.*« Er hatte mir sein Wort gegeben, und ich fand Hoffnung in dem Glauben, dass sein Versprechen, mich in den Himmel zu bringen, stärker sein würde als alles, was mich von Gott fernhalten wollte.

Jesus zu vertrauen, beginnt mit einer Entscheidung, einer Übergabe seines Lebens an Jesus in einem Gebet – aber es ist mehr als das: Jesus zu vertrauen – das ist ein Lebensstil.

Rückblickend sehe ich, dass ich meine Lebenszeit auf der Erde vergeudet habe. Ich habe für mich selbst gelebt. Ich habe Gott nicht geliebt.

Aber das änderte sich, als ich Jesus begegnete. Christus, der König, erfüllte meinen Verstand. Seine liebende Fürsorge für mich ergriff mein Herz.

Hätte ich länger zu leben gehabt, ich hätte jede Minute für ihn gelebt, keine Frage!

Doch diese Möglichkeit wurde mir nicht geschenkt.

Aber *dir* wird ein solches Leben angeboten, in diesem Augenblick.

Darum bitte ich dich: Schätze jeden Tag, den du hast, und führe dein Leben so, dass es deinen Herrn und Retter ehrt.

Jesus gibt allen, die ihm vertrauen, ein ganz neues Ziel und ganz neue Wünsche.

Du lebst nicht mehr für *etwas* – sondern für *jemanden*! Für den, der dich geliebt und sich für dich hingegen hat. Für den, mit dem du die ewige Freude des Himmels teilen wirst. Für den, der dich eines Tages im Himmel willkommen heißen wird: Jesus Christus, der Sohn Gottes.



Interview mit dem Autor Colin S. Smith

Worum geht es in dem Buch »Wie ich in den Himmel kam«?

Das Buch erzählt die Geschichte des Verbrechers, der neben Jesus am Kreuz starb. Der letzte Tag seines Lebens war wirklich außergewöhnlich: Er begann im Elend einer Gefängniszelle und endete in der Freude des Himmels. Jemand sagte einmal, dieser Verbrecher habe mit dem Teufel gefrühstückt und mit Jesus, seinem Retter, zu Abend gegessen. Dieser erstaunliche Kontrast zeigt, was Jesus Christus an einem einzigen Tag im Leben eines Menschen bewirken kann.

Ich habe versucht, mir vorzustellen, wie dieser Verbrecher die Ereignisse seines Todestages bewerten würde, wenn er aus der Perspektive des Himmels an diesen Tag zurückdenkt. *Wie ich in den Himmel kam* erzählt seine Geschichte. Das Buch verbindet die biblischen Berichte über die Kreuzigung mit meinen Gedanken darüber, wie der Verbrecher diese Erlebnisse wohl wahrgenommen haben könnte und wie er sie aus der Perspektive des Himmels wohl einordnen und verstehen würde.

Wir kennen nur einige wenige Worte dieses Verbrechers, die in der Bibel für uns aufgezeichnet wurden. Wie hast du es geschafft, daraus ein ganzes Buch in der Ich-Perspektive zu schreiben?

Die Idee kam mir, als mir bewusst wurde, dass Jesus vor dem Verbrecher gestorben war. Johannes berichtet, dass Jesus bereits tot war, als die Soldaten kamen, um den Gekreuzigten die Beine zu brechen. Das bedeutet also, dass der Verbrecher jedes Wort mitbekommen hat, das Jesus am Kreuz aussprach – auch den Schrei »*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?*«. Sicherlich musste dies den gerade gefundenen Glauben des

Verbrechers auf die Probe stellen! Aber dann erlebte er auch, wie Jesus starb. Er hörte seinen Triumphschrei »*Es ist vollbracht!*«. Er erlebte mit, wie Jesus sein Leben freiwillig in die Hände seines Vaters übergab. Da er die Ereignisse aus direkter Nähe beobachtete und sein Leben durch Jesu Worte unmittelbar verändert wurde, bot sich seine Perspektive als Erzählrahmen an. Die eigentliche, zentrale Geschichte bleibt jedoch das Leiden und Sterben Jesu.

Was hat dich inspiriert, dieses Buch zu schreiben?

Ich finde, keine Geschichte zeigt deutlicher, was Jesus Christus für einen Menschen tun kann. Der Verbrecher hatte kein gutes Leben geführt, und an seinem letzten Tag hatte er keine Gelegenheit mehr für einen Neuanfang. Er konnte sein Leben nicht mehr ändern. Dieser Mann war auf direktem Weg in die Hölle, hatte nur noch wenige Stunden zu leben, und diese Zeit verbrachte er in Jesu Nähe. Jesus hörte seinen Hilferuf und versprach ihm den Himmel.

Ich habe diese Geschichte oft genutzt, um Menschen zu zeigen, wer Jesus ist und was er für sie tun kann. Wenn Jesus dem Verbrecher nur wenige Stunden

vor dessen Tod Rettung schenken konnte, dann gibt es Hoffnung für jeden Menschen – selbst für jemanden, der am Ende seines Lebens steht. Wenn Jesus den Verbrecher retten konnte, der nun wirklich kein gutes Leben geführt hatte, dann gibt es Hoffnung – auch für jemanden, der weit von Gott entfernt ist. Diese Botschaft hat mich inspiriert: In Jesus Christus gibt es Hoffnung für *jeden* Menschen!

»Wie ich in den Himmel kam« ist eine recht kurze Lektüre. Doch diese Geschichte hat sicherlich Potenzial für einen ganzen Roman. Warum hast du dich anders entschieden?

Ich hatte kein Interesse daran, einen Roman zu schreiben. *Wie ich in den Himmel kam* soll keine zu sehr ausgeschmückte Geschichte erzählen, sondern vielmehr eine klare Botschaft vermitteln: Jeder Mensch, der jemals gelebt hat, wird höchstpersönlich entweder den Himmel oder die Hölle erleben. Jesus Christus kam, um Menschen aus der Hölle zu retten und ihnen den Weg zum Himmel zu öffnen. Er ist bereit, er ist willig, und er ist fähig, dies für jeden einzelnen Menschen zu tun. Diese Botschaft möchte ich so deutlich herüberbringen wie möglich.

Dieser Verbrecher ist ein wunderbares Beispiel dafür, was Christus tun kann. Seine Geschichte ist voller Hoffnung – besonders für solche Menschen, die sich Gott fern fühlen oder die dem Tod nahe sind. Christus brachte den Verbrecher in den Himmel, und wenn du ihn darum bittest, wird er dasselbe auch für dich tun.

Was wünschst du dir, dass deine Leser aus diesem Buch mitnehmen?

Meine Hoffnung und mein Gebet ist, dass du erkennst, wer Jesus ist, warum er in die Welt kam und was sein Tod am Kreuz bewirkt hat. Jesus ist der *Herr*, der Anspruch auf dein Leben hier auf der Erde erhebt. Und er ist der *Retter*, der allen den Weg in den Himmel öffnet, die im Glauben und in ehrlicher Buße zu ihm kommen.